BLAULICHT

246

Hans Siebe ★★★★★★★★

Das Superding



Blaulicht 246

Hans Siebe
Das Superding

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

An diesem sonnigen Dienstag im Juli 1983 strömen die Bürger nach Feierabend ins Grüne hinaus, in die Gärten und Parks. Die Strandbäder sind überfüllt, und später spricht man von einem Jahrhundertsommer.

Das Gartenlokal am See ist gut besucht. Dem Mann mit plattgedrückter Nase, die seinem Gesicht einen verwegenen Ausdruck verleiht, ist es sichtbar peinlich, den leeren Stuhl an seinem Zweiertisch am Wasser ständig verteidigen zu müssen. Rudi Wacker blickt auf die Uhr, danach zum Eingang, als fürchte er um ein Rendezvous. Die Serviererin kommt den Wünschen kaum nach. Gelangweilt schaut Wacker den Brettseglern zu, die dank einer frischen Brise zügig übers Wasser treiben; für so manchen Anfänger eine unbequeme Art zu baden.

Aus den Lautsprechern plärrt ein Schlager, den Wacker nicht mag; die heisere Stimme der Sängerin geht ihm auf die Nerven. Ein Mann um die Vierzig drängt durch die engstehenden Tische zu ihm hin; er ist mittelgroß, schlank und modisch gekleidet. Mit seinem Oberlippenbärtchen ähnelt er einem Schauspieler, der im Fernsehen meist sympathische Rollen spielt und Glück hat bei Frauen.

»'n Abend, Rudi! 'tschuldige, mir ist die Straßenbahn vor der Nase weg.«

»Schnapsidee bis hier 'raus«, nörgelt Rudi Wacker; er wäre lieber in seine Stammkneipe gegangen. Da braucht er Bier und Kla-

ren nicht zu bestellen, denn Erna, die Serviererin, sieht es, wenn die Gläser leer sind.

Werner Hoppe setzt sich Rudi gegenüber. »In der ›Sportklause‹ verkehren Kollegen!«

Er hat was auf dem Herzen, denkt Wacker, das war ihm heute mittag schon anzumerken, als er zu mir ins Heizhaus kam. Es scheint unsinnig, bei sechsundzwanzig Grad im Schatten eine Heizung in Gang zu halten, ist aber nicht zu ändern, denn der Betrieb braucht heißes Wasser.

Die Serviererin holt das leere Glas, und der Neuhinzugekommene bestellt zwei Biere.

Wacker sagt, daß man es nicht ohne Kompott runterwürgen kann, und verlangt dazu zwei Klare. Die Kellnerin geht mit aufreizendem Gang.

»Dann keine Schnäpse mehr«, bestimmt Hoppe, »wir brauchen klare Köpfe.«

»Nun mach's nicht so spannend«, sagt Wacker. Er kann den Fahrer des Werkdirektors gut leiden, sie haben beide etwas gemeinsam: Im Betrieb sind sie Einzelgänger. Die eintausendvierhundertundvierzig Kollegen, die hochwertige Verpackungsmaschinen herstellen, gehören zu einem Kollektiv, einem Meisterbereich, oder sie sind zumindest mit einer Abteilung verbunden. Der Heizer Rudi Wacker und der Cheffahrer Werner Hoppe nicht. Es ist jedoch mehr eine äußere Gemeinsamkeit.

»Eine Frage, Rudi, sie klingt albern, aber beantworte sie trotzdem, ja?« beginnt Hoppe umständlich.

»Frag nur.«

»Sagen wir mal, du gewinnst im Telelotto fünfzigtausend Piepen ...«

»Geht gar nicht«, unterbricht ihn Wacker, »ich spiele nur ›Fünf aus fünfundvierzig‹!« Er grient.

»Nur angenommen. Was fängst du mit dem Zaster an?«

Wacker schüttelt den Kopf, er findet die Frage blöde. Ist Hoppe verrückt, hier herauszufahren, bloß um so dumm zu fragen?

Die Serviererin bringt die Lage, und plötzlich macht es Rudi Spaß, mit der Möglichkeit zu spielen. »Harald bekäme ein Moped!« sagt er und streicht über das bürstenkurze graue Haar.

Hoppe nickt, als gäbe er sein Einverständnis. Wackers Frau hat sich vor zwölf Jahren scheiden lassen, als Rudi aus dem Strafvollzug entlassen wurde. Sie war während der drei Jahre nicht allein geblieben und wollte nicht mehr zu ihm zurück. An seinem Jungen hängt Rudi, Harald muß jetzt sechzehn sein. Er besucht Rudi oft, er mag den Stiefvater nicht.

»Und meine Junggesellenbude statte ich neu aus«, sagt Wacker.

Werner Hoppe nickt auch dazu; ein paarmal hat er den Heizer besucht und gestaunt, wie sauber der alles hält.

Wacker verdient gut, neue Möbel anzuschaffen wäre leicht möglich, aber da ist sein verdammter Hang zum Alkohol. Das ist auch der Grund, weshalb bisher keine Bindung hielt. Zu trinken habe er angefangen, gestand Wacker einmal, weil er mit der Scheidung nicht fertig wurde. Damals wollte er endgültig Schluß machen mit allem, aber die Nachbarn rochen das Gas und alarmierten die Feuerwehr; zwei Tage lag er auf Leben und Tod.

»Und du?« fragt Rudi neugierig. »Was würdest du mit dem Kies anfangen?«

»Ich bin nicht scharf auf fünfzig Mille«, versichert Werner Hoppe. »Zwanzig reichen mir oder wenigstens zehn, aber die benötige ich dringend.«

»Ach ja?« Rudi winkt der Serviererin.

»Der Motor von meinem Moskwitsch ist hin. Ich brauche einen neuen.«

»Wenigstens hast du das Benzin umsonst«, äußert Rudi und grient; der Wolga vom Alten ernährt Werners PKW.

»Und meine Laube in der Kolonie ›Eintracht‹. Dauernd mosert

der Vorstand, wir sind nun staatlich anerkanntes Naherholungsgebiet. Auf allen Parzellen stehen Serienhäuschen, bloß auf meiner 'ne Dachpappenbude!«

Die Serviererin bringt neues Bier und zwei Klare. Hoppe starrt in die gewagt aufgeknöpfte Bluse. Die junge Frau kann es sich leisten, auf den BH zu verzichten.

»So was braucht man auch ab und zu«, sagt Rudi Wacker, als sie gegangen ist. »Das kostet.«

»Wem sagst du das. Du kennst ja meine dicke Mammi.« Hoppe seufzt.

Wacker nickt verständnisvoll. Bis vor ein paar Jahren brachte Werner seine Angetraute zu Betriebsfesten mit. Sie war immer ein Spaß für die Kollegen. Emma Hoppe ist ein Meter fünfzig groß, wiegt aber stramme zwei Zentner. Inzwischen soll sie zugenommen haben, und Werner führt sie nicht mehr aus. Er spricht aber mit bemerkenswerter Zuneigung von ihr und nennt sie »unsere dicke Mammi«. Die vierzehnjährige Tochter schlägt dem Vater nach, die zwölfjährige mit den üppigen Rundungen der Mutter.

»Emma hat keinen Spaß mehr im Bett«, erklärt Werner.

Rudi kümmern die Bettgeschichten anderer nicht, aber daß Hoppes Lage schwierig ist, weiß er. Es heißt, er hätte an jedem Finger eine. Als Cheffahrer ist er oft tagelang unterwegs; jedenfalls sagt er das seiner Emma.

»Das Bier wird schal«, meint Rudi Wacker und greift zum Schnaps.

Hoppe tut es ihm nach. »Weißt du, was ich an dir bewundere?« fragt er, nachdem er getrunken hat.

Rudi starrt ihn verblüfft an; daß er eine bewunderungswürdige Eigenschaft besitzt, hat ihm noch niemand gesagt.

»Ich meine das Ding vor fünfzehn Jahren.«

»Warum fängst du davon an?« fragt Rudi säuerlich. »Wir hatten uns blöde angestellt, mein Kumpel und ich. Nicht mal das Fenster

verhängt. Der Wächter sah die Schweißflamme und alarmierte die Polizei.«

»Dein Kumpel hatte die Kurve gekratzt.«

»Ich wollte das Schweißgerät nicht zurücklassen.« In Wackers Stimme schwingt Bedauern mit. »Das hat mir die drei Jahre eingebracht.«

»Du brauchtest bestimmt ein Jahr weniger zu brummen, hättest du deinen Kumpel in die Pfanne gehauen.«

»Hör auf davon! Der hat übrigens vor einiger Zeit den Löffel abgegeben. Die Leber.«

Hoppe bleibt hartnäckig beim Thema. Immer wieder wurde Rudi ermahnt, seinen Mittäter namhaft zu machen, auch später im Strafvollzug. Doch er hielt dicht.

»Mit dir wäre es machbar«, sagt Hoppe.

»Ich fass' nischt Krummes mehr an.«

»Übermorgen ist es wieder soweit«, beharrt Werner Hoppe, »da fahre ich die Pirschke zur Staatsbank.«

Die Pirschke ist Kassiererin im Direktionsgebäude, überlegt Wacker; ein spätes Mädchen, an die Vierzig, keine Schönheit, sie besitzt aber ein gewisses Etwas.

»Es geht immer nach Fahrplan«, erklärt Werner Hoppe. »Ich begleite sie in die Bank. Die Moneten sind vorbereitet, hundertzehn bis hundertzwanzig Riesen! Neunzig Prozent der Kollegen kriegen die Kohle aufs Girokonto, aber zehn Prozent verlangen sie bar aufs Brett; vermutlich um ihre Weiber übers Ohr zu hauen!«

»Warum erzählst du mir das?« fragt Rudi.

»Weil – während der Rückfahrt liegt die Tasche hinten auf dem Sitz. Und mir geht im Kopf 'rum, was alles man damit anfangen könnte!«

»Vergiß es«, sagt Rudi Wacker. »Es gibt ein Gewitter, meine Narbe juckt.«

Er reibt den rechten Handrücken. Vor Jahren ist er im Heizhaus

gestolpert und mit der Hand an die glühendheiße Ofentür geraten. Die sichelförmige Narbe erinnert daran.

Als führe er ein Selbstgespräch, entwickelt Hoppe seinen Plan: »Um elf Uhr fünfundvierzig geht die Direktion 'rüber zum Mittagessen ins Kantinengebäude. Fünf Minuten später halte ich vorm Direktionsbau, und Sigrid, die Pirschke meine ich, bringt die Geldtasche 'rauf in die Kasse.«

Wacker blickt auf das Wasser, eine Böe macht den Brettseglern zu schaffen, etliche Segel klatschen in die Wellen. Es scheint so, als höre er Werner gar nicht zu, in Wahrheit entgeht ihm kein Wort.

„Sie schließt von innen ab. Am Zahltag ißt sie kein Mittag. Nach der Pause, um zwölf Uhr fünfzehn, kommen die Verwaltungshengste zurück; eine Kollegin aus der Materialwirtschaft hilft dann, das Geld einzutüten.«

»Und was geht mich das an?« fragt Rudi Wacker.

»Stell dich nicht so doof! Von fünf vor zwölf bis zwölf Uhr fünfzehn ist die Pirschke mit den hundertzwanzigtausend Mark allein im Bau!«

»Aha! Soll ich hin und die Tür eintreten?« Außer Spott verriet Wackers Stimme auch Interesse.

»Quatsch! Wenn die Pirschke in die Kasse kommt, bist du schon drin. Mit Strumpfmaske. Die Pirschke sagt vor Angst garantiert keinen Piep. Bestimmt nicht, hörst du? Knebel in den Mund und an den Stuhl gefesselt. Die Kasse verschlossen und die Treppe hoch zum Dachboden. Über den Boden zur Treppe B. Kennst du den Ausgang vom ehemaligen Archivkeller?«

»Na und?«

»In allen Etagen ist der Schacht mit den Jahren zugemauert worden, nur auf dem Boden ist die Klappe noch offen. Da schmeißt du den Sack 'rein und saust die Treppe 'runter in den Keller. Bis zum Heizhaus sind es dann dreißig Schritte. Fünf Minuten später, wenn die Schemelpuper vom Essen kommen, sitzt du vor der Hei-

zung auf der Bank und sonnst dich. Na, wie gefällt dir das Superding?«

»Mensch, Werner, bist du verrückt! Und wo bleibt das Geld? Und wie komme ich überhaupt in die Kasse?«

Die Serviererin bringt eine neue Lage. Als sie weg ist, greift Hoppe in sein Jackett und legt einen Sicherheitsschlüssel auf den Tisch.

»Von der Kasse«, sagt er, »und die Moneten liegen im Aktenaufzugsschacht im Keller sicher wie in Abrahams Schoß, denn vor der Klappe steht ein Monstrum von Schrank!«

Wacker starrt fasziniert auf den Schlüssel.

»Die Hauptarbeit hast du natürlich, Rudi. Ein Drittel für mich, zwei für dich. Ist das reell?«

Auf Wackers Stirn perlt Schweiß, er wischt ihn mit dem Ärmel fort. »Du bist wirklich verrückt! Stell dir vor, was dann los ist! Die Kripo macht Bambule! Der Täter ist noch im Betrieb. Das Geld auch. Die durchleuchten jeden einzelnen. Und ich bin vorbestraft.«

»Zwei Dutzend Kollegen, hat der Alte mal gesagt, haben schon die Sonne im Waffelmuster gesehen. Viel schwerer wiegt, daß wir ein Jahr lang nicht an die Kohle randürfen. Die bringe ich kleinklein 'raus. Die Tasche schmeißt du in die Heizung. Wir sind dann beide saniert.«

Mechanisch langt Wacker nach dem Schlüssel, zögert noch einmal, greift dann aber zu. Hoppe weiß, daß Wacker angebissen hat, auch als der meint: »Ich habe noch nicht ja gesagt, hörst du?«

»Vergiß nicht, achtzig Riesen sind für dich«, erinnert Hoppe eindringlich.

In Wackers Augen steht blanke Furcht. Sie paßt nicht zu der verwegenen Boxervisage, denkt Hoppe. Rudi besitzt die Mimik einer beißwütigen Bolldogge, aber das Gemüt eines Kaninchens.

Wacker beugt sich weit über den Tisch zu ihm hin. »Wenn ich das mache, dann nur wegen Erna!«

Erna ist die Serviererin in der »Sportklause«. Daß Wacker was mit ihr hat, weiß jeder Stammgast, aber daß es etwas Ernsthaftes ist, wußte selbst Hoppe nicht. Erna ist Mitte Dreißig, fünfzehn Jahre jünger als Rudi, eine dralle Person und trinkfest von Berufs wegen.

»Sie will nächstes Jahr die Kneipe übernehmen, wenn der Alte sich zur Ruhe setzt. Ich habe ein bißchen geflunkert von einem Onkel, der mir 'nen Batzen Kohle hinterläßt, wenn er mal das Zeitliche segnet.«

»Ach so!« sagt Hoppe und versteht nun, weshalb Erna an Wakker klebt.

»Sie fragt immer öfter, ob mein Onkel nicht vorher was lockermachen kann. Es wäre auch vernünftig wegen der Erbschaftssteuer später. 'n Jahr kann ich nicht warten, Werner. Das mußt du einsehen!«

»Na gut, wenn es so ist«, sagt Hoppe nachgiebig.

»Und wenn es schiefgeht?« gibt Wacker ängstlich zu bedenken. »Ich habe Pech an den Pfoten, glaub mir. Erna ist nicht die Frau, die auf mich wartet, bis ich aus'm Knast komme. Die bin ich dann los. Du, Werner, dann hänge ich mich auf!«

Hoppe vermeidet es, sein Gegenüber anzuschauen, der darf den Triumph in seinen Augen nicht entdecken. Wacker redet das mit dem Aufhängen nicht nur so dahin, der meint, was er sagt. Mit Gas hatte es nicht funktioniert, und als er es mit Schlaftabletten versuchte, hatte man ihm den Magen ausgepumpt. Aber aller guten Dinge sind drei, denkt Hoppe.

»Aufhängen ist sicherer«, behauptet Wacker überzeugt, und seine Miene verrät eine Entschlossenheit, als gelte die Drohung einem Todfeind statt sich selbst.

»Keine Bange«, beschwichtigt Hoppe, »das Superding kann gar nicht schiefgehen, ich habe an alles gedacht.«

Nach dem Gewitter am Dienstagabend, das Wacker vorausgespürt hatte, kühlt es sich ab, aber am Mittwoch klettert das Thermometer erneut auf dreißig Grad. Und am Donnerstagmorgen verkündet der Berliner Rundfunk, daß es der heißeste Julitag werden wird.

Der Rentner Paul Zarge verträgt die Hitze schlecht. Er öffnet die Balkontür und die zum Treppenhaus, er sitzt in Hemd und Hose in der Stube und genießt den Durchzug. Zu seinen Füßen hockt der Bastard Bolle mit hechelnden Lefzen und blickt seinen Herrn an. Die Unterhaltungen mit dem Hund sind an manchen Tagen Zarges einzige Gespräche.

»Tja, mein Kleener! Wir beede, was? Für dich bin ick der liebe Jott! Trotzdem langt es heute nur fürn Stücke Blutwurscht. Wenn's abends nich mehr so heiß ist, jehn wir Frauchen bejießen. Und wenn der Kuhkopp, der Uffseher, wieder meckert, daß Hunde uff'n Friedhof nischt verloren hätten, dann sage ick ihm, daß det nich stimmt. Du hast dein Frauchen verlorn und ick meine Trude! Siehste, nu is mir wat ins Oge jeflogen. Is ja och erst 'n Jahr her.«

Paul Zarge langt die Flasche Klaren aus dem Vertiko. Der Pegelstand ist unter die Strichskala auf dem Etikett abgesunken. Zarge gießt ein Glas ein und trinkt. »Det hilft dem Kreislauf, Bolle. Übermorjen gib's Rente, da machen wir Fettlebe. Da kriegste deine hundert Gramm Schabefleisch. Ick plausche und plausche, dabei isset halb zwölf!«

Zarge eilt auf den Balkon; Kresse und Bohnen bilden ein dichtes Spalier.

Das dreistöckige Haus steht weit und breit als einziges Gebäude im Schrebergartengelände. Ende der zwanziger Jahre sollte hier ein neuer Stadtteil entstehen, aber nur ein Großschlächter realisierte seinen Bau, dann kam die allgemeine Pleite.

Hier wohnt Zarge seit dreißig Jahren; er ist der Senior im Haus und tagsüber meist allein.

Auf dem sandigen Fahrweg zur Kolonie »Eintracht« nähert sich eine Staubfahne. »Sie kommen, Bolle!« Paul Zarge rückt den Korbstuhl zurecht und greift zum Fernglas.

Vor dem Eingang der Laubenkolonie stoppt das Motorrad. Ein junger Mann und ein Mädchen steigen ab, bocken die Maschine auf neben dem roten Moskwitsch, der seit ein paar Tagen dort parkt. Abends halten da meist noch vier, fünf andere PKWs.

Das Pärchen verschwindet zwischen den Obstbäumen, und Zarge richtet das Glas auf die Gartenschaukel neben den Süßkirschenbaum. Dort erscheinen der Mann und das Mädchen.

»Junge, Junge, Bolle! Ruck, zuck sind die 'raus aus die Klamotten!«

Zarge belauscht die beiden, die nicht ahnen, daß ihre Liebeslaube von dem zweihundert Meter entfernten Haus aus eingesehen werden kann, an dem ein Balkon wie ein Schwalbennest pappt. Zarges Adamsapfel wandert aufgeregt auf und ab, denn das junge Paar gibt sich seiner Leidenschaft hin.

Paul Zarge preßt das Glas so fest an die Augen, daß sie schmerzen und er es sekundenlang absetzen muß, als die Liebenden sich dem Höhepunkt der Wonne nähern. Zarge blinzelt erschrocken, denn auf dem Fahrweg nähert sich eine mächtige Staubwolke. Er reißt das Glas wieder an die Augen.

Ein weißer Wolga nähert sich in irrsinnigem Tempo. Die Staubfahne erweckt den Eindruck, als fahre er mit Raketenantrieb. Der PKW stoppt hinter dem Moskwitsch. Was dann geschieht, verblüfft Zarge so, daß er darüber das Pärchen vergißt. Am Wolga geschieht Interessanteres:

Der Fahrer stürzt heraus, rennt zum Moskwitsch, öffnet die Tür neben dem Fahrerplatz, bückt sich und löst die Kofferraumklappe. Dann wirft er die Tür zu und verschließt sie wieder. Er hebt die hintere Klappe, nimmt eine Ledertasche heraus und einen Blumenstrauß.

In diesem Moment springt eine Frau aus dem Wolga. Sie trägt eine Tasche, die der des Mannes aufs Haar ähnelt, und legt sie in den Kofferraum des Moskwitsch. Zur gleichen Zeit wirft der Mann seine Tasche samt Blumen auf den Rücksitz des Wolga. Die Frau schließt die Kofferraumklappe des Moskwitsch. Doch sie geht wieder auf. Der Wolgafahrer hastet hin und knallt die Klappe mit Gewalt zu; Zarge hört es.

Der Wolga wendet und stoppt wieder. Der Fahrer eilt abermals zu dem PKW hin, da die Klappe noch immer nicht verriegelt ist. Dreimal kracht sie zu, dann rast der Wolga davon.

Paul Zarge sitzt wie erstarrt da. Endlich richtet er das Glas wieder auf die Gartenschaukel. Der Mann und das Mädchen sind nun bekleidet. Das stört Zarge nicht, die kommen morgen wieder, wie seit zwei Wochen schon. Sie verlassen jetzt ihr lauschiges Plätzchen und fahren mit dem Motorrad davon.

»Wie findest du det, Bolle? 'n Wolga is selten privat. Dazu die Hektik? So tun Leute, die wat zu verbergen haben! Da läuft 'n Ding! Rucki, zucki haben die die Taschen vertauscht! In solchen Dingern holt man Post aus 'm Schließfach oder – Jeld von die Bank! Gehen wir mal kieken.«

Das Wort »gehen« ist dem Bastard ein Begriff, er wackelt mit dem Stummelschwanz und kläfft freudig. »Du verstehst mir, Bolle! Wir beede, wat?«

Paul Zarge schlüpft aus der blankgewetzten Hose in den blauen Trainingsanzug und nimmt im Korridor den Wäschebeutel mit. Die zweihundert Meter zur Kolonie »Eintracht« kommen ihm kilometerlang vor. Es ist zwölf, aber die Sonne brennt, als wäre es schon vierzehn Uhr.

Zarge überlegt hin und her. Die ausgetauschte Tasche ist bestimmt gestohlen! Am Ende bekommt er eine Belohnung, wenn er besonnen handelt?

Die Kofferklappe des Moskwitsch ist geschlossen. Natürlich

bricht er sie nicht auf, das wäre kriminell! Aber astrein ist die Verriegelung nicht, probieren will er's. Paul Zarge klatscht mit der Hand darauf, und die Klappe klafft eine Handbreit offen; Zarge hebt sie an.

„Junge, Junge, Bolle! Da ist's ja wie bei Hempels unterm Bett!« Er schüttelt den Kopf wegen der Unordnung von Zubehör, Ersatzteilen und Krimskram. Aber die Tasche sieht so aus, als enthalte sie Brillanten oder ähnliches. Der Verdacht, daß hier ein Gaunerstück läuft, verhärtet sich; er wird die Tasche erst einmal sicherstellen! Zarge schiebt sie in den Wäschebeutel, wirft dann die Klappe so oft zu, bis sie ordentlich einrastet.

In seiner Wohnung schließt der Alte die Türen und geht der Tasche zu Leibe. Das Schloß ist massiv und zugesperrt; eine halbe Stunde braucht er, bis es herausgeschnitten ist. »Elefantenleder, Bolle!« Er öffnet die Tasche. »Nee, das darf doch nicht wahr sein? Kiek mal, Bolle!« Er zeigt dem Bastard den Inhalt, der schnüffelt und wendet sich uninteressiert ab. »Du Dussel, weil keene Wurscht drin ist!«

Meine Güte, denkt Zarge, für die gebündelten Scheine kann man jahrelang zentnerweise Wurst kaufen. Plötzlich aber, wie so oft in heiklen Situationen seines Lebens, wird er ganz kühl. Zuerst holt er den Schnaps aus dem Vertiko und trinkt die letzten zwei Schlucke gleich aus der Flasche. Das Geld braucht er nicht zu zählen, es sind einhundertvierzehntausendsechshundertzwölf Mark. Das steht auf der Quittungsdurchschrift, und es gehört dem »VEB Verpama«.

»So ville Kies habe ick noch nie uff'm Haufen jesehen, Bolle! Weeßte was? Wir warten ab, was die als Belohnung aussetzen für Wiederbeschaffung! Aber 'n kleenen Vorschuß da druff leisten wir uns!«

Paul Zarge zieht zwei Zwanziger aus einem Päckchen und macht sich stadtfein. Zur Konsumverkaufshalle sind es zehn Minu-

ten mit dem Fahrrad. Bevor er geht, zieht er noch einen Fünfziger heraus und schiebt die Tasche unters Bett.

»Fahre langsamer, Werner, wir fallen sonst auf!« Sigrid Pirschke starrt ängstlich voraus.

»Für den Fall, daß uns einer erkennt, läuft die Masche mit den Rosen. Es paßt doch prima, daß die Winklern heute Geburtstag hat.«

»Ich weiß nicht.« Die Pirschke schüttelt unsicher den Kopf. Kollegin Winkler von der Materialwirtschaft wird heute fünfzig, sie hilft trotzdem wie immer das Geld einzutüten. Danach lädt sie zum Kaffee ein mit selbstgebackenem Kuchen. Für einen Rosenstrauß zum Fünfzigsten bringt auch die Polizei Verständnis auf, denkt Hoppe.

Der Wolga biegt in die Auffahrt ein, und der Schlagbaum schwingt empor. Die Uhr am Pförtnerhaus zeigt elf Uhr dreiundfünfzig; drei von den verlorenen sechs Minuten hat Hoppe aufgeholt. Die Reifen kreischen, als er vor das Direktionsgebäude fährt und stoppt. Sigrid Pirschke sieht blaß aus. Sie nimmt die Tasche vom Rücksitz, wie immer, wenn sie von der Staatsbank kommen.

»Die Rosen!« ruft Hoppe; die hätte sie vergessen.

Er sieht, wie unsicher sie die Stufen der Vortreppe nimmt. Die Tasche voll alter Zeitungen nervt sie mehr als sonst das viele Geld. Die Tür fällt dumpf hinter ihr zu. Hoppe atmet auf und lenkt den Wolga auf den Abstellplatz vor der Heizung. Heute parkt er so, daß der PKW den offenen Eingang vom Heizhaus verdeckt.

Hoppe eilt in den Speisesaal, er braucht für die entscheidenden Minuten ein Alibi. Im Saal empfängt ihn appetitlicher Speisenduft. Er wird scherzhaft gefragt, ob er wieder die Million von der Bank geholt habe? Hoppe antwortet lässig, daß er es unter dem nicht täte.

Auf der Treppe gerät Sigrid Pirschke außer Atem, ihr ist es, als

klebten die Stufen an ihren Sohlen; zweimal bleibt sie stehen und verschnauft. Der Korridor im ersten Stock liegt verlassen da, nur im Sekretariat klappert eine Schreibmaschine.

Sie starrt auf die Kassentür, war dahinter ein Geräusch? Bei dem Gedanken, der Heizer könne verhindert gewesen sein, dort hineinzugehen, wird ihr übel. Wie soll sie dann erklären, daß die Tasche statt Geld alte Zeitungen enthält? Werner hatte keinen Gedanken darauf verschwendet.

Sigrid Pirschke dreht zittrig den Schlüssel im Schloß. Die Tür schwenkt nach innen, sie geht drei Schritte hinein und nimmt die Gestalt mit dem verhüllten Gesicht wahr. Wacker darf ja nicht ahnen, daß sie mit von der Partie ist. Es muß alles echt aussehen, verlangte Werner. Hoffentlich ist er nicht grob, denkt sie und verschließt die Tür von innen.

Sie verspürt einen dumpfen Schlag auf den Kopf und stöhnt, es wird ihr schwarz vor den Augen, den zweiten Schlag fühlt sie kaum noch, sieht aber Feuerräder wirbeln. Die Pirschke stößt einen Seufzer aus, dreht sich im Kreis und sinkt zu Boden. Wacker läßt das selbstgefertigte Instrument fallen und fängt die Kassiererin auf, bevor sie auf den Boden hinschlägt. Er verspürt Bedauern, als aus der Platzwunde Blut quillt, durch das Haar sickert und übers Gesicht rinnt. Der zweite Hieb wäre gar nicht nötig gewesen, er wollte aber sichergehen, daß sie nicht schreit. Ohne die Angst, sie könnte um Hilfe rufen, wäre er gar nicht fähig gewesen zuzuschlagen. Deshalb auch zog er seine Methode der von Hoppe empfohlenen vor, die Pirschke zu drosseln. Behutsam läßt er sie zu Boden gleiten und starrt verblüfft auf die verstreuten Rosen.

Wacker neigt sich zu der Frau hinab, sie atmet regelmäßig, aber flach. Er nimmt die Tasche, dreht den Schlüssel und zieht ihn heraus. Wacker späht in den Korridor und erschrickt, denn schräg gegenüber klappert eine Schreibmaschine. Nach kurzem Zögern stopft der Heizer die Tasche in einen ehemaligen Postsack mit den

schwarzrotgoldenen Streifen und verschließt die Tür von außen. Er zieht den Schlüssel ab und besitzt nun beide. Danach hastet er den Flur entlang zur Treppe A. Irgendwo schlägt eine Tür zu; von wegen die Pirschke sei mit den hundertzwanzig Riesen allein im Bau, denkt er angstschlotternd.

Auf dem Dachboden empfängt ihn Backofenglut. Das Gebäude wurde um die Jahrhundertwende mit einem hohen Ziegeldach erbaut. In Schweiß gebadet, rennt er über den Boden zur B-Treppe. Auf dem Podest verharrt er lauschend, hört aber nur den eigenen Atem.

Die Klappe vom Aktenaufzug ist nicht verschlossen. Wacker reißt sie auf, wirft den Sack hinein und hört ihn abwärts schnurren, als sei der Schornsteinfeger zugange. Er reißt die Pudelmütze mit den Augenlöchern vom Kopf und stopft sie mit den Handschuhen in die Hosentasche, rast die Treppe hinab in den Keller.

Im Kellergang steht an der Wand der Schrank, der irgendwann aus einem Büro ausgemustert und hierher verbannt worden war und hinter dem die Klappe vom Aktenaufzugsschacht sein soll. Wacker streift das Möbelstück mit scheuem Blick und hastet schweißgebadet zum Ausgang.

Wieder in der Heizung, wirft er Pudel und Handschuhe ins Feuer und fühlt sich von dem Druck befreit, der vom Anfang seiner Unternehmung an auf ihm lastet.

Die Mitarbeiter der Verwaltung überqueren um zwölf Uhr zehn den weiträumigen Hof und sehen, daß der Heizer sich auf der Bank vorm Heizhaus sonnt.

Um zwölf Uhr zehn kommt auch Sigrid Pirschke zu sich; ihr Kopf ist wie benommen und von einem engen Reifen umspannt. Sie öffnet die Augen und blickt schräg aufwärts zur Tür. Im Schloß sollte der Schlüssel stecken, sie hat doch von innen abgeschlossen. Dann erst wird ihr alles gegenwärtig. Bestimmt war der Schlag auf den Kopf beabsichtigt; Werner hat es verschwiegen, da sie da-

vor zurückgeschreckt wäre. Es müsse echt aussehen, hatte er betont.

Die Pirschke setzt sich auf und lehnt am Zahltresen. Sie betastet das feuchte Gesicht: was sie für Schweiß hielt, ist Blut! Die Rosen liegen verstreut am Boden, und die Tasche ist fort. Wacker sitzt längst vor der Heizung in der Sonne, wenn alles geklappt hat. Natürlich hat es funktioniert, sonst wäre man schon da und forderte Einlaß.

Und da liegt der Gegenstand, mit dem er sie niederschlug: ein Stück Wasserschlauch mit Sand oder Steinen gefüllt, beide Enden mit Korken und Schlauchklemmen verschlossen. Daß Wacker den liegenließ, wundert sie sich. Sie scheut aber davor, ihn anzufassen, da ihr Blut daran klebt.

Wacker sollte sie doch nicht niederschlagen, sondern nur würgen und knebeln. So war es abgesprochen! Hatte er auf eigene Faust anders gehandelt? Wie eine erdrückende Last befällt sie die Befürchtung, daß es nicht bei dieser einen Abweichung von Werner Hoppes Plan bleiben könnte. Was denn, wenn Werner auch in dem wichtigsten Punkt seines Planes irrte, wenn Wacker gar nicht daran dachte, sich aufzuhängen? Denn ging die Beute in drei, statt in zwei Teile! Und sie lebten ständig in der Furcht, daß Wacker eines Tages die Wahrheit gestand und Werner als Komplizen benannte! Werner Hoppe, darin war sie sich sicher, zögerte keine Sekunde und verriet dann auch sie.

In fünf Minuten kommt die Winkler, fällt ihr ein, sie muß vorher Alarm schlagen. Sie richtet sich mühsam empor und taumelt zum Schreibtisch, blickt im Vorbeigehen in den Spiegel überm Handwaschbecken. Das Gesicht ist blutverschmiert, und noch immer rinnt es aus den Haaren. Sie verspürt darüber sogar Genugtuung. Wer wollte angesichts ihres Zustandes den Gedanken erwägen, daß der Überfall vorgetäuscht sein könnte?

Sie hebt den Hörer und wählt den Pförtner an. »Pirschke,

Kasse!« röchelt sie »Überfall! Polizei! Hören Sie? Ich bin überfallen worden!«

»Um Himmels willen!« ruft der Pförtner erschrocken. »Sind Sie verletzt?«

»Ja, sehr«, stammelt die Pirschke weinerlich und läßt den Hörer fallen.

Der Pförtner wählt Kruse an, den Sicherheitsbeauftragten des Betriebes. Der befiehlt, das Tor zu schließen, niemand dürfe den Betrieb verlassen. Kruse wählt eins-eins-null an und die Dringende Medizinische Hilfe.

Nach wenigen Minuten stoppt ein Funkstreifenwagen der Volkspolizei vor dem Werktor, bald darauf ein zweiter. Die Besatzung des ersten stürmt zur Kasse hinauf. Dort steht Kruse, Hauptmann der Reserve der NVA, und beruhigt Sigrid Pirschke, die hinter der Tür schluchzt. Er weist den Pförtner telefonisch an, die Glasscheibe des Ersatzschlüsselkastens einzuschlagen; jemand soll den Kassenschlüssel Nummer zwei heraufbringen. Das geschieht sehr rasch, doch der Zweitschlüssel paßt nicht.

Geppert, der Werkdirektor, ist zur Stelle, und aus allen Büros dieses Flurs blicken neugierige Gesichter; mit Windeseile verbreitet sich die Nachricht von dem Lohngeldraub. Der herbeibeorderte Schlosser verblüfft die Umstehenden, so rasch öffnet er die Tür, ohne Gewalt anzuwenden. Die Betriebskrankenschwester eilt in die Kasse und legt Sigrid Pirschke einen Notverband an. Alle anderen hält Kruse zurück.

Inzwischen sind ein Rettungswagen und der Barkasbus der Kriminaleinsatzgruppe eingetroffen. Hauptmann Tacke, der Leiter, wendet sich an den Pförtner: »Hat nach dem Vorfall jemand den Betrieb verlassen?«

»Ja, unser LKW ist zum Güterbahnhof!«

Tacke und Oberleutnant Hübner tauschen einen mißbilligenden Blick und eilen zum Direktionsgebäude.

»Kopfplatzwunde«, sagt die Krankenschwester zur Ärztin, und die äußert den Verdacht auf Gehirnerschütterung.

»Ein, zwei Fragen?« Tacke sieht die Ärztin abwartend an. Sie nickt. Es werden einige mehr, denn die Überfallene hat den Schock offensichtlich schon überwunden. Sie kann aber nicht viel sagen, am Wichtigsten scheint, daß der Dieb sich schon vor ihr in der Kasse aufhielt.

»Mit Hilfe des Zweitschlüssels«, wirft Kruse ein. »Es wird zu klären sein, wie er an den herangekommen ist. Im Schlüsselkasten hing ein falscher, damit der leere Haken nicht auffällt.«

Vor der Kasse findet sich Frau Winkler ein, die nun kein Geld einzutüten hat. Die betroffenen Kollegen werden auf den nächsten Tag vertröstet.

Leutnant Kressin, der Kriminaltechniker, fotografiert den Tatort, danach helfen ihm zwei Kriminalisten, die zahlreichen Fingerspuren zu sichern.

»Vorsicht, zertretet die Rosen nicht!« mahnt Oberleutnant Hübner. Der Hitze wegen trägt er seine Leinenjacke am Zeigefinger über der Schulter.

»Die Blumen sind für Kollegin Winkler bestimmt«, sagt Hoppe, »sie wird heute fünfzig.« Und an diese gewandt, fügt er hinzu: »Herzlichen Glückwunsch.«

»Wer sind Sie?« fragt Hauptmann Tacke.

»Ich fahre den Chef«, antwortet Hoppe, »ich habe mit Kollegin Pirschke das Geld von der Bank geholt.«

»Dann bleiben Sie mal gleich hier«, fordert Tacke.

Die Anwesenheit des Werkdirektors bewirkt, daß die Neugierigen sich zurückziehen, aber an Arbeit denkt niemand; wilde Spekulationen werden angestellt, über die Höhe des Schadens und die Schwere der Verletzung von Kollegin Pirschke.

Die Kriminalisten belegen den Raum neben der Kasse. Oberleutnant Hübner ist für das Tatortuntersuchungsprotokoll verant-

wortlich und überprüft den Kassenraum. Hauptmann Tacke wendet sich an den Fahrer: »Wie sieht die geraubte Tasche aus, Herr Hoppe?«

»Wie sie aussieht? Eine Ledertasche eben, ziemlich zerschrammt.«

»Farbe? Besonderheiten? Vielleicht eine Beschriftung?«

»Sie sieht genauso aus wie die andere!« wirft Frau Winkler ein.

»Wie welche andere?« fragt Tacke.

»Es gibt zwei. Die andere liegt im Formularschrank.«

»Hole sie her, Jürgen!« befiehlt Tacke dem Leutnant.

Dämliche Ziege, denkt Hoppe, quatscht ohne Not von der zweiten Tasche! Damit hat er nicht gerechnet. Der Leutnant kommt zurück, in der Kasse ist keine zweite Tasche zu finden. Das begreift Kollegin Winkler nicht; seit zwei Jahren hilft sie, am Zahltag das Lohngeld einzutüten, und immer liegt die Reservetasche unten im Formularschrank.

»Wer hat die Tasche getragen?« fragt Tacke.

»Getragen habe ich sie«, sagt Hoppe, »von der Bank ins Auto. Im Betrieb trägt Kollegin Pirschke sie, weil ich immer gleich zu Tisch gehe.«

»Heute auch?« fragt Tacke, und Hoppe nickt. »Begleiten Sie die Kollegin nicht aus Sicherheitsgründen bis in die Kasse?«

Hoppe starrt verblüfft auf den Hauptmann. »Nee, nie! Wir sind doch nicht in Chicago!«

»Was hier passiert ist, hat aber verdammte Ähnlichkeit mit dem, was woanders an der Tagesordnung ist. Wann erfuhren Sie von dem Überfall?«

»Wann? Als ich vom Essen kam.«

Hübner beendet seine Tatortnotizen, tritt in die Tür und wendet sich an Tacke: »Ich rufe mal an, Genosse Hauptmann, was herausgefunden wurde.«

Tacke nickt; Rudolf Hübner und er sind aufeinander eingespielt,

doch haben sie es kaum einmal mit einem Ereignis dieses Kalibers zu tun.

Hauptmann Tacke entläßt Frau Winkler und fordert von Hoppe, die Geldfahrt minutiös zu schildern. Damit hat Hoppe gerechnet, und er berichtet ausführlich.

Hübner verläßt nach seinem Telefonat mit der Dienststelle das Sekretariat. Auf dem Flur erwartet ihn ein jüngerer Mann. »Sind Sie Kripo?« Hübner bejaht. »Ich heiße Bergmann, technischer Zeichner. Ich möchte Ihnen eine Wahrnehmung mitteilen. Sie muß nichts bedeuten, aber vielleicht ...«

Oberleutnant Hübner mustert ihn; wie ein Wichtigtuer wirkt der nicht. »Ja? Worum geht's? Um das Vorkommnis hier?«

»Es muß nicht«, antwortet der andere. »Frau Pirschke und der Hoppe tun im Betrieb so, als kennen sie sich nur dienstlich. Vorigen Sommer aber sah ich beide in Heiligendamm gemeinsam am FKK-Strand.«

»Interessant! Haben Sie mit jemandem darüber gesprochen?«

»Nein. Das hätte unnötigen Tratsch gegeben – und Hoppe ist verheiratet.«

Hübner dankt für den Hinweis. Nach seinem Anruf in der Dienststelle erscheint er schwerwiegend. Bergmann wehrt ab, er fühlt sich als ehemaliger Helfer der Volkspolizei dazu verpflichtet.

Oberleutnant Hübner tritt zu Tacke ins Zimmer. Der befragt noch immer Hoppe. Beide verständigen sich mit einem Blick, und Tacke nickt kaum merklich.

»Sagen Sie, Herr Hoppe, besitzen Sie einen PKW?« fragt Hübner.

»Ob ich – ob ich einen PKW ...?«

Tacke staunt. Wieso bringt Hübners banale Frage den Fahrer außer Fassung?

»Genau, ja!« bestätigt Hübner. »Besitzen Sie nun einen oder nicht?«

»Doch, ja, einen Moskwitsch!«

»Wo befindet der sich jetzt?«

Auch diese Frage wiederholt Hoppe, um Zeit zu gewinnen. Tacke weiß nicht, worauf Hübner aus ist, aber es scheint, als behage diese Frage dem Kraftfahrer so wenig wie die vorige.

»Den habe ich abgestellt. Ich besitze keine Garage.« Hoppe tut gleichgültig.

»Ich kann mir denken«, fährt Hübner im Plauderton fort, »daß Sie einen Teil Ihrer Arbeitszeit mit Warten verbringen. Stimmt's?«

»Ja, kommt vor«, räumt Hoppe ein.

»Wo sind Sie während der Wartezeiten? Haben Sie ein Kabuff, wo Sie dann am Kissen horchen?«

Tacke unterdrückt ein Schmunzeln. Rudolf kann es nicht lassen, sich manchmal derb auszudrücken. Nur wissen die Befragten nicht, daß sie dann auf der Hut zu sein haben. Hoppe erklärt, es gäbe im Pförtnerhaus einen Bereitschaftsraum, den benutzt er oft zwischen zwei Fahrten zum Ausruhen. Er fahre auch nicht nur den Chef, sondern sei »Mädchen für alles«. Wenn Not am Mann ist, vertrete er auch mal den Pförtner oder den Heizer. »Ich bin sogar schon mal als Koch eingesprungen!«

»Sie sind also ein vielseitiger Kollege, Herr Hoppe. Warten Sie bitte draußen. Wir rufen Sie wieder herein.«

Hoppe verläßt beunruhigt das Zimmer. Die Art, wie der Oberleutnant mit ihm umgeht, gefällt im nicht. Außerdem ist er wegen Sigrid Pirschke besorgt, er war entsetzt, als er das Blut sah. War Rudi denn verrückt? Es war nicht ausgemacht, daß er sie niederschlagen sollte, obwohl es herrlich echt aussah. Er müßte mit Wakker sprechen, aber das geht jetzt nicht.

Oberleutnant Hübner setzt sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch, hinter dem Tacke thront; es ist fast wie in der Dienststelle. »Der Genosse Computer hat die gespeicherten Straftaten befragt. Es gab in der Republik in den vergangenen zwei Jahren drei spek-

takuläre Fälle von Lohnraub. Davon war der in Erfurt vorgetäuscht, wie die Aufklärung ergab. Dieser Fall hier könnte ebenfalls fingiert sein.«

»Mensch, Rudolf! Ist das dein Ernst?«

»Du meinst, wegen der Verletzung der Kassiererin? Das kann eine Panne sein. Hör dir mal an, wie der Fall in Erfurt gelaufen ist: Auf dem Rückweg von der Staatsbank zum Betrieb hielt der Kraftfahrer mit dem Dienstlada auf einem Parkplatz; auf dem Rücksitz lag eine Tasche mit siebzigtausend Mark. Der ihn begleitende Kassierer ging zum Zeitungskiosk im Bahnhof; dort legte ihm seine Tochter immer eine Wochenpost zurück. Neben dem Lada parkte der eigene Wartburg des Fahrers mit Tasche Nummer zwei. Die war vollgestopft mit alten Zeitungen. Beide Taschen wurden vom Kraftfahrer vertauscht!«

»Was denn«, fragte Horst Tacke erstaunt, »so ist das gelaufen?«

»Die Attrappe stand dann in der Kasse, und der Kassierer ging zu Tisch. Der Fahrer benutzte in dieser Zeit einen Zweitschlüssel, entnahm das Altpapier und legte die Zweittasche dort hin, wo sie immer lag. Er schlich hinaus und ließ die Kassentür offen. Und die Kripo suchte vergeblich den Dieb.«

»Und wie wurde der Fahrer gestellt?«

»Ein halbes Jahr später. Er warf gar zu auffällig mit Geld um sich.«

»Vermutest du, daß hier etwas in der Art läuft?« fragt Tacke skeptisch.

»Ich ziehe es in Betracht.«

Leutnant Kressin erbarmt sich der Rosen, ordnet den Strauß und fragt, ob man ihn nicht der Frau Winkler geben soll?

»Taufrisch sehen die nicht aus«, stellt Hübner fest. »Wo und wann sind die eigentlich gekauft worden?«

Tacke prüft seine Notizen und zuckt die Schultern. »Rufe Herrn Hoppe wieder herein, Jürgen!« befiehlt er.

Inzwischen organisiert Kruse mit den übrigen Genossen der Kripo eine Torkontrolle. Jedes Fahrzeug, das den Betrieb verläßt, wird untersucht.

Hoppe kehrt ins Zimmer zurück und setzt sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch; der Platz ist ihm unangenehm.

»Herr Hoppe, Sie haben uns noch nicht gesagt, wo Sie Ihren fahrbaren Untersatz abgestellt haben«, beginnt Oberleutnant Hübner. »Wir sind davon abgekommen.«

»Vor – vor der Kolonie ›Eintracht‹«, erklärt Hoppe zögernd. »Ich habe da 'ne Laube.« Im Zimmer ist es warm, er öffnet den oberen Hemdknopf; auf seiner Stirn perlt Schweiß.

»Ihre Aussage bezüglich der Fahrt von der Staatsbank zum Betrieb ist unvollständig«, erklärt der Hauptmann.

»Unvollständig?« wiederholt Hoppe.

»Sie haben die Fahrt doch unterbrochen«, stellt Hübner fest, »als Sie die Rosen besorgt haben. Wo war das? In welchem Geschäft?«

Verdammt, denkt Hoppe, hätten wir sie in einem Laden gekauft, könnte ich es angeben und brauchte nicht die Tour zur Kolonie erwähnen. Womöglich laufe ich jetzt in eine selbstgestellte Falle? Ich habe keine andere Wahl, als die Wahrheit zu sagen.

»Die Rosen habe ich spendiert«, erklärt Hoppe treuherzig.

Der Oberleutnant beobachtet, daß er nervös die Hände knetet. Der Mann auf dem Stuhl hat Angst. Dabei schauspielert er glänzend.

»Das erklären Sie mal genauer«, fordert Hauptmann Tacke. »Es geht um keine Bagatelle, sondern um Lohnraub.«

»Aber doch nicht unterwegs«, widerspricht Hoppe gekränkt.

»Uns interessiert auch die Vorgeschichte«, erklärt der Oberleutnant.

»Wie war das? Erzählen Sie!« fordert der Hauptmann. »Die Rosen stammen demnach aus Ihrem Garten? Haben Sie sie gemeinsam mit Frau Pirschke gepflückt?«

»Nein, natürlich nicht. Sigri ...« Hoppe räuspert sich. »Kollegin Pirschke blieb im Auto. Ich habe die Rosen geholt. Ja, ich weiß, genaugenommen durften wir den Abstecher nicht machen.«

»Sie nahmen es aber nicht genau«, stellt Tacke fest. »Stimmt das wenigstens, was Sie uns jetzt erzählen?«

»Das ist die Wahrheit«, versichert Hoppe gekränkt.

»Es gehört zu unseren Gepflogenheiten«, erwidert Hübner, »daß wir Aussagen auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen. Reine Routine. Wenn wir uns den Rosenstrauch ansehen, finden wir dann die frischen Schnittstellen?«

»Natürlich«, antwortet Hoppe mit trockenem Mund.

»Na, dann tun wir's doch«, fordert der Oberleutnant freundlich.

Hoppe wird bleich und schluckt.

»Ist Ihnen nicht gut?« fragt Tacke.

»Nein! Doch! Die Hitze!« Es ist aus, denkt Hoppe, die sind sauer, weil die zweite Geldtasche verschwunden ist. Unmöglich durchschauen sie meinen Trick! Das ist gar nicht drin. Aber dem Oberleutnant traue ich zu, daß er in den Moskwitsch reinsieht. Dann gute Nacht! Alles, was ich für besonders klug hielt, verkehrt sich ins Gegenteil!

Bevor Hübner mit Hoppe aufbricht, wird aus dem Krankenhaus angerufen. Frau Pirschke hätte eine wichtige Aussage zu machen, erfährt Tacke. Hoppe hört es und weiß, was Sigrid berichten wird. Er hofft, daß es Hübner davon abbringt, der Rosen wegen so ein Theater zu machen. Aber er irrt, Oberleutnant Hübner denkt nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben. Ins Krankenhaus fährt Hauptmann Tacke.

Unterwegs zur Laubenkolonie traktiert Hübner seinen Begleiter mit tausend Fragen über Gartenbau. Sie nerven Hoppe, der nicht ahnt, daß der Oberleutnant ihn testet und feststellt, daß er immer fahriger wird, je näher sie dem Ziel kommen.

Der Garten ist kein vorbildliches Exemplar; Emma Hoppe kann

sich wegen ihrer Leibesfülle kaum bücken, und ihr Mann hält nichts vom Unkrautjäten. Hübner zählt acht Schnittstellen an einem Strauch, er findet sie nicht sehr frisch. Hoppe erklärt es mit der tropischen Wärme. Sie verlassen den Garten, neben dem roten Moskwitsch bleibt Hübner plötzlich stehen. »Ist das Ihr Gummidampfer?«

»Ja.« Hoppe läuft der Schweiß die Schläfen hinab.

»Haben Sie die Schlüssel dabei?« fragt Hübner. Bevor Hoppe nein sagen kann, ergänzt er: »Wenn Sie mich verkohlen, nehme ich es übel!«

»Wozu – wozu wollen Sie denn ...?« Hoppe bricht ab.

»Da reinsehen? Sie sind gut! Vielleicht ist die Geldtasche da drin? Was haben Sie denn? Verstehen Sie keinen Spaß?« Der Oberleutnant streckt die Hand aus.

Hoppe langt mechanisch in die Jackentasche, holt die Schlüssel heraus und gibt sie Hübner. Was kann er auch schon dagegen tun? Er könnte heulen! Nun ist alles vorbei! Aus und vorbei der Traum vom großen Geld! Sein Superding ist geplatzt! Hoppe ahnt nicht, wie nahe er der Wahrheit kommt, nur anders, als er meint.

Hübner öffnet die Fahrertür, bückt sich und entriegelt die Kofferraumklappe. Das Geräusch der aufschnappenden Feder läßt Hoppe zusammenzucken. Er weicht zwei, drei Schritte zurück und denkt blitzartig an Flucht, aber seine Füße sind wie aus Blei, er käme keine drei Schritte weit. Der Oberleutnant hebt die Klappe. Hoppe schließt die Augen und hält den Atem an; es würgt ihm im Hals, ihm wird schlecht.

»Es geht doch nichts über Ordnung«, sagt Hübner, und Hoppe hört die Enttäuschung in seiner Stimme. Er tritt näher, späht in den Kofferraum und traut seinen Augen nicht: Bis auf den Krempel ist der leer! Von der Geldtasche keine Spur! Hoppes Herz droht auszusetzen. Wo ist die Tasche mit den einhundertvierzehntausend Mark?

Ein Gedankensturm durchtobt Hoppe und stüzt ihn in ein Wechselbad der Gefühle. Zuerst empfindet er unbeschreibliche Erleichterung darüber, daß Hübner nicht die Geldtasche heraushebt und fragt, wie sie da hineingelangt ist. Das wäre das Ende gewesen. Erst jetzt wird es Hoppe klar, wie leichtfertig er seine und Sigrid Pirschkes Existenz aufs Spiel gesetzt hat. An Wacker denkt er nicht, der sollte sowieso als Sündenbock herhalten. Daß es ihn noch gab, dankte der ohnehin nur den aufmerksamen Nachbarn, der Feuerwehr und später der Dringenden Medizinischen Hilfe. Wenn jemand sich unbedingt umbringen will, soll man ihn nicht daran hindern, ist Hoppes Meinung. Und wenn dieser jemand ein gewisser Rudi Wacker war, dann sollte es ihm angenehm sein. Der bekam seine Strafe zurecht und konnte den Raub nicht leugnen. Von Sigrids Beteiligung weiß Wacker ja nichts.

Nun bricht alles zusammen! Die Geldtasche ist verschwunden! Einfach weg? Nicht mehr da? Wie ist das möglich? Hoppe fällt ein, daß neben seinem Moskwitsch ein Motorrad aufgebockt stand. In der Kolonie besitzen drei junge Männer eines, hat einer von ihnen sie belauscht, als die Taschen getauscht wurden? Hat derjenige die richtigen Schlüsse gezogen? Hoppe verspürt eine wilde Entschlossenheit, alle drei unter die Lupe zu nehmen. Er wird herauskriegen, wer von denen verdächtig viel Geld ausgibt.

Die jäh aufkeimende Zuversicht vergeht, als er daran denkt, daß er nun Sigrid das Verschwinden der Geldtasche mitteilen muß. Wird sie es glauben? Meine Güte, denkt er, von ihr droht die größte Gefahr! Sie reagiert oft unbeherrscht. Vielleicht unterstellt sie mir, daß nicht Wacker, sondern auch sie geleimt werden soll?

Grenzenlos enttäuscht, unterbricht Hoppe seine Überlegungen. Fast unbeteiligt sieht er, daß der Oberleutnant sich in den Kofferraum beugt und zwei Blütenblätter aufsammelt.

»Lagen denn die Rosen hier in dem Brutkasten drin?« fragt er. »Das würde erklären, weshalb sie angewelkt waren.«

»Natürlich nicht«, sagte Hoppe teilnahmslos. »Ich hatte gestern auch welche mit nach Hause genommen!« Das war nachprüfbar.

Oberleutnant Hübner findet keinen Grund, es anzuzweifeln, und zuckt die Schultern. »Kommen Sie, Herr Hoppe, wir fahren zurück.«

Schweigend folgt der Cheffahrer dem Kriminalisten zum Dienstwagen.

Zur selben Zeit rückt Hauptmann Tacke in der Unfallstation des Krankenhauses einen Stuhl an das Bett der Patientin Pirschke. Die Röntgenaufnahme zeigt, daß keine Schädelverletzung vorliegt. Die beiden Platzwunden mußten jedoch genäht werden. Der Kopf unter dem Verbandturban ist eines Teiles seines Haarschmucks beraubt. Das Gesicht der Frau ist blaß, der Schreck steckt ihr wohl noch in den Gliedern, denkt Tacke.

»Sie wollen etwas Wichtiges aussagen, Frau Pirschke?«

»Ja. Der Kerl, der mich – der mich überfallen hat ... Auf der rechten Hand hat er eine Narbe.«

Tackes Brauen wandern in die Stirn hinauf. »Eine Narbe? Was für eine Narbe?«

»So krumm.« Sie malt mit dem Zeigefinger eine Sichel auf die Bettdecke.

»Sichelförmig?«

Die Pirschke nickt heftig, und daraus schließt Tacke, daß sie keine Beschwerden dabei empfindet. Der Hinweis auf die Narbe ist für die weitere Ermittlung so gravierend, daß Tacke im stillen Abbitte dafür leistet, daß er sich von Hübners Skepsis hat anstekken lassen. Der verdächtigt Frau Pirschke trotz ihrer Verletzung, an einem vorgetäuschten Raub beteiligt zu sein.

»Trug denn der Täter keine Handschuhe?« fragt Hauptmann Tacke.

»Doch, aber der rechte war verrutscht!«

Tacke findet das wenig einleuchtend, da sie von hinten niedergeschlagen worden ist. »Das verstehe ich nicht, Frau Pirschke. Wenn Sie wahrzunehmen vermochten, daß der rechte Handschuh des Täters verrutscht war, und sie sogar die Narbe auf seinem Handrücken entdeckten, bevor er zuschlug, weshalb sind Sie dann dem Schlag nicht ausgewichen und haben sich gewehrt? Wie paßt das zu Ihrer ersten Aussage, daß Sie völlig überraschend von hinten niedergeschlagen wurden?«

Sigrid Pirschke starrt vor sich auf die Bettdecke. Ihre Mimik verrät, daß sie die schrecklichen Sekunden noch einmal nachvollzieht. Sie findet dann auch erstaunlich treffende Worte, als sie ihre Wahrnehmung mit einer Blitzlichtaufnahme vergleicht, unauslöschlich während des Zubodensinkens registriert: eine herabhängende Hand, die einen länglichen Gegenstand hält, darüber der schlaffe, umgestülpte Handschuh und der Handrücken mit der Narbe.

Sie korrigiert sich also, überlegt Tacke, demnach empfing sie erst den Schlag und entdeckte danach die Narbe? Wie konnte aber der Täter dann den zweiten Schlag fast parallel zum ersten plazieren, wie beide Kopfwunden bewiesen? Nur eine Tatrekonstruktion kann den Widerspruch klären.

»Eine Frage noch, Frau Pirschke: Wo ist die zweite Geldtasche geblieben?«

»Die – die zweite Geldtasche?« So wie sie auf die Frage reagiert, erinnert es Tacke an Hoppes Verhalten.

»Ich meine die Reservetasche, die immer im Formularschrank liegt. Die ist nicht mehr da.«

Die Frau wechselt die Farbe, wird rot und wieder blaß. In ihren Augen flackert Furcht, sie vergeht aber wieder. Dann klingt ihre Stimme erstaunlich sicher: »Das kann nicht sein! Sie liegt seit Jahr und Tag im Schrank.« Sie hält Tackes Blick stand, als der sie forschend ansieht.

»Darum kümmern wir uns noch«, versichert der Hauptmann. »Ich wünsche Ihnen gute Genesung, Frau Pirschke.«

Tacke trifft gleichzeitig mit Hübner und Hoppe im »VEB Verpama« ein. Unterwegs hat er überlegt, wie die Betriebsangehörigen am rationellsten überprüft werden können. Er denkt an vier, fünf Kontrolltische, an denen vor allen sechshundertundachtzig Werktätigen der Frühschicht bei Feierabend die Fingerabdrücke der rechten Hand abgenommen werden, um dabei den Mann mit der Narbe zu finden.

»Kann ich gehen?« fragt Hoppe den Oberleutnant.

»Natürlich nicht«, erwidert der. »Zuerst wird Ihre Aussage vervollständigt.«

Hoppe setzt sich resigniert wieder auf den Stuhl vor Tackes Schreibtisch. Derweil informiert der Hauptmann den Oberleutnant draußen auf dem Flur über Frau Pirschkes Aussage. Hübner seinerseits schildert Hoppes eigenartiges Verhalten. Tackes Vorhaben, die Betriebsangehörigen systematisch zu überprüfen, findet Hübner gut, bedauert aber den erheblichen Aufwand.

»Ich wäre für eine vorherige stichprobenartige Befragung, zum Beispiel an der Essenausgabe, in der Kantine, beim Pförtner und am Materialschalter.«

»Als flankierende Maßnahme gar nicht schlecht«, stimmt Tacke zu.

»Fangen wir doch bei dem Kollegen da an«, raunt Hübner und nickt zur offenen Bürotür hin.

Tacke tritt ein und setzt sich hinter den Schreibtisch; daß Hoppes Gesicht im Schatten bleibt, gefällt ihm nicht, aber so etwas bringen Improvisationen mit sich. »Herr Hoppe, bevor wir das Protokoll auf den aktuellen Stand bringen, eine Frage: Kennen Sie einen Kollegen, auf dessen rechtem Handrücken sich eine sichelförmige Narbe befindet?«

Hoppe reißt die Augen auf, starrt den Hauptmann verblüfft an

und schluckt ein paarmal. Hübner sitzt so, daß er Hoppe beobachten kann.

»Heißt das, daß – daß derjenige das Lohngeld ...? Das glaube ich nicht! Bestimmt nicht! Der doch nicht!«

»Von wem sprechen Sie, Herr Hoppe?« stößt Tacke nach.

»Es gibt bestimmt noch andere mit einer Narbe.«

»Uns genügt erst mal der eine«, wirft Hübner ein. »Wer ist es?«

»Warum soll ich's nicht sagen?« beschwichtigt Hoppe sich scheinbar selbst. »Sie werden sehen, daß er nichts damit zu tun hat. Ich meine den Wacker, den Heizer. Es wäre mir aber unangenehm, wenn Sie ihm sagen, daß ich...« Hoppe bricht verlegen ab.

»Er wird es nicht erfahren«, versichert der Hauptmann.

Auf Hübners Frage, ob er denn mit Wacker befreundet sei, schwächt Hoppe dies mit dem Hinweis ab, daß er ab und an als Heizer einspränge und ihn daher kenne.

Oberleutnant Hübner neigt jetzt widerstrebend dazu, Hoppe für nicht mehr verdächtig zu halten.

Aus der brütenden Sonnenhitze tritt Leutnant Kressin in das Heizhaus und glaubt, hier sei die Hölle. Am Ofen hantiert ein stämmiger Fünfziger, er trägt eine blaue Schlosserhose und ein schwarzes Turnhemd, ein Käppi schützt die grauen Haare vor dem Kohlenstaub.

»Sind Sie Kollege Wacker?« fragt Kressin. Der Heizer nickt wortlos. »Volkspolizei! Leutnant Kressin! Der Genosse Hauptmann möchte Sie sprechen. Kommen Sie bitte mit.«

Wacker starrt den Kriminalisten erstaunt an. Die Aufforderung klingt höflich, aber so bestimmt, daß Widerspruch sinnlos scheint. Wacker läßt sich Zeit und spült erst den gröbsten Kohlenschmutz ab.

Das Zimmer im ersten Stock liegt neben der Kasse; der Heizer

vermeidet es geflissentlich, dort hinzusehen. Hinter dem Schreibtisch sitzt Hauptmann Tacke, so stellt er sich vor, neben ihm steht ein Oberleutnant Hübner.

»Wir haben einige Fragen an Sie, Herr Wacker«, beginnt der Hauptmann. »Wissen Sie, was hier passiert ist?«

»Meinen Sie den Überfall?« fragt Wacker. »Ich habe es gehört.«

»Wann und wo?« fragt Tacke.

»Vorhin beim Mittagessen im Speisesaal.«

»Sind Sie vorbestraft?« will Hübner wissen.

Wackers Mundwinkel wandern resigniert abwärts, er hatte es Hoppe vorausgesagt, daß sie sich ihn zuerst schnappen. »Ja, vor fünfzehn Jahren. Drei Jahre wegen versuchten schweren Einbruchdiebstahls. Voll abgebrummt. Sie denken, wer so'n Ding dreht, der ist auch dafür gut?«

»Wir denken gar nichts, Herr Wacker«, widerspricht der Hauptmann. »Sie sitzen hier auf dem Stuhl, weil die Überfallene sich an eine sichelförmige Narbe auf dem rechten Handrücken des Täters erinnert.«

Wacker starrt den Hauptmann ungläubig an. Die Pirschke will seine Narbe gesehen haben? Unmöglich! Er trug doch Handschuhe! Oder war sie noch gar nicht weggetreten, als er sie auffing und zu Boden gleiten ließ? Dabei konnte leicht der Handschuh verrutscht sein. Wurde die Pirschke erst danach bewußtlos? Eine andere Erklärung gab es nicht.

Die Anschuldigung klang so bestimmt, daß Wacker blitzartig erkennt, man hat ihn nicht herzitiert, um auf den Busch zu klopfen, weil er vorbestraft ist. Die von der Kripo sind überzeugt, mit ihm den Täter gefaßt zu haben! Blankes Entsetzen verschlägt ihm die Sprache; in seiner Brust bildet sich ein Eisklumpen und strahlt ein Frösteln aus in alle Glieder.

Die Frage, was er in der Mittagspause tat, beantwortet er stokkend, aber konzentriert. Er weiß, daß die Kriminalisten auf nervö-

ses Fingerspiel achten, seine Hände ruhen also still auf den Schenkeln.

»Hatten Sie einen Unfall?« fragt der Hauptmann und zeigt auf die Narbe.

»Heiße Ofentür«, antwortet Wacker, »paar Jahre her.« Mit dem Überfall habe er nichts zu tun. Ins Direktionsgebäude käme er selten, höchstens um einen Heizkörper zu entlüften. Ob das in der Kasse notwendig war? Doch, ja, im Februar.

Das Frage-und-Antwort-Spiel zieht sich hin. In Wacker festigt sich nunmehr die Überzeugung, daß die Kriminalisten nichts Konkretes wissen. Die eiern herum, denkt er, die tappen im dustern! Die Fragen und Antworten bewegen sich im Kreis.

Dann steht der junge Leutnant in der Tür und gibt dem Oberleutnant ein Zeichen. Wacker spürt, daß dies nichts Gutes für ihn bedeutet. Hübner geht hinaus, kommt aber gleich wieder, setzt sich und flüstert dem Hauptmann was ins Ohr. Der wirft einen raschen Blick auf den Heizer und nickt.

Leutnant Kressin legt die Tatwaffe auf den Tisch; Wacker bestreitet, sie jemals gesehen zu haben. Es ärgert ihn, daß er sie in der Aufregung zurückließ. Sie hätte zusammen mit Pudel und Handschuhen in der Feuerung verschwinden müssen. Doch dann durchfährt ihn ein eisiger Schreck. Der Leutnant packt den Schlauchrest, von dem Wacker das Stück abgeschnitten hat, neben die Tatwaffe.

»Das lag in der Materialkammer der Heizung!« erklärt Kressin, begibt sich zum Bandgerät und drückt die Taste. Die Spulen beginnen sich zu drehen.

Tacke und Hübner vergleichen die Schnittstellen mit der Lupe. »Eine nahtlose Übereinstimmung«, stellt der Hauptmann fest. »Geben Sie auf, Wacker! Sie sind festgenommen wegen des dringenden Verdachtes, die Kassiererin überfallen und einhundertvierzehntausend Mark Lohngeld geraubt zu haben!«

»Was haben Sie dazu zu sagen?« fragt der Oberleutnant.

»Ich weiß selbst nicht, wie ich daraufgekommen bin«, würgt Wacker heiser hervor.

Er ist grenzenlos enttäuscht. Die Einsicht, daß er den entscheidenden Fehler selbst begangen hat, als er Hoppes Plan ignorierte, eigenmächtig einen Totschläger bastelte und ihn auch noch am Tatort zurückließ, ist niederschmetternd; er hat das gewagte Spiel verloren.

Die beiden Schlauchenden, die vor dem Hauptmann auf dem Schreibtisch liegen, passen zusammen, als wären sie nie mit einem Messer durchtrennt worden; sie überzeugen jedes Gericht von seiner Täterschaft. Resignation breitet sich in ihm aus. Die Mundwinkel zucken, und er ist den Tränen nahe, als er bedenkt, daß er diesen Raum nun nicht mehr als freier Mann verläßt. Seine Miene verrät Entsetzen bei der logischen Folgerung, daß Jahre vergehen werden, bis er Erna wiedersieht.

Hauptmann Tacke und Oberleutnant Hübner tauschen einen erstaunten Blick. Es geschieht selten, daß sie die Mentalität eines Tatverdächtigen falsch einschätzen, diesmal irrten sie beide. Der Mann mit der brutal wirkenden Boxervisage, der eine wehrlose Frau heimtückisch niedergeschlagen hat, ist anscheinend ein zartbesaiteter Mensch. Aus seinen Augen rollen jetzt Tränen die Wangen hinab; er wischt mit dem Jackenärmel übers Gesicht und beschmiert es mit Kohlenstaub.

Tacke weiß nun, wie er den Mann auf dem Stuhl anzufassen hat. Der Hauptmann setzt als selbstverständlich voraus, daß Wacker zu seinem Schuldbekenntnis steht, und wendet sich mitfühlend an ihn.

»Wie sind Sie bloß auf den Einfall gekommen, einen Raubüberfall zu begehen? Tat Ihnen die Frau nicht leid, die Sie blutig zusammengeschlagen haben?«

Wacker starrt den Hauptmann betreten an, seine Gesichtsfarbe

wird noch einen Schein fahler. »So toll habe ich doch gar nicht ...«, er bricht ab.

»Sie sind gut«, wirft Hübner ein, »Frau Pirschke bricht blutüberströmt zusammen, liegt in bedenklichem Zustand im Krankenhaus, und das nennen Sie ›nicht so toll‹?«

Tacke sieht Hübner an und schüttelt verstohlen den Kopf. Rudolf soll nicht zu sehr übertreiben. Der aber redet unbeirrt weiter: »Denken Sie überhaupt daran, daß Sie wegen Totschlags vor Gericht stehen werden, wenn Frau Pirschke an den Folgen der beiden Schläge stirbt?«

Wacker schluckt entsetzt und starrt auf das Tonbandgerät, das der Leutnant bedient, der ihn heraufgeholt hat. Das Magnetband hat sein Eingeständnis aufgezeichnet, es zu widerrufen wäre sinnlos, ebenso, wollte er die an ihn gerichteten Fragen nicht beantworten.

Das Bedauern darüber, daß er sich auf Hoppes Plan eingelassen hat, überdeckt alle anderen Gefühle. Werner hatte es verstanden, ihm das Vorhaben so schmackhaft zu machen, daß er weich geworden war. Es wäre eine Entschädigung jener damals für nichts und wieder nichts abgesessenen drei Jahre, hatte Werner argumentiert. Es war zu verlockend gewesen, sich vorzustellen, mit Hilfe des Geldes gemeinsam mit Erna die »Sportklause« übernehmen zu können.

Neben dem Selbstmitleid ist da noch das Schuldgefühl gegenüber Werner Hoppe. Sicher hätte alles funktioniert wie vorausberechnet, wenn er sich an den Plan gehalten hätte. Das mindeste, was Werner jetzt von ihm erwarten durfte, war, daß er ihn aus der Sache raushielt und alles auf sich nahm. Wacker beschließt für sich, den Freund zu decken. Danach erst erinnert er sich des Geldes im Aktenaufzugschacht. Er empfände Genugtuung, wenn es Werner gelänge, die Geldtasche hinauszuschaffen. Dann wäre sein Opfer nicht umsonst. Wacker denkt keine Sekunde daran, daß er

selbst einen Nutzen davon hätte, wenn er nach den Jahren im Strafvollzug von Hoppe seinen Anteil bekäme. Er stöhnt verhalten, denn er weiß, daß er diesen Tag niemals erleben wird; ein Dasein ohne Erna wäre sinnlos.

Ja, er habe sich schon länger mit dem Gedanken getragen, das Lohngeld zu rauben, gibt Wacker zu. Nein, er hatte niemand eingeweiht und keine fremde Hilfe benötigt. Das Geld sollte ihm und seiner Verlobten, so bezeichnet er die Serviererin Erna, dazu dienen, eine gemeinsame Existenz zu gründen. Ja, er bereut seine Tat, und die Kassiererin tut ihm sehr, sehr leid. Es war die pure Angst gewesen, sie könnte schreien, daß er heftiger zuschlug, als beabsichtigt.

Ungeduldig wartet Wacker darauf, daß man ihn von hier fortbringt, er kennt das ja. Zuerst Untersuchungshaft, später wird vor Gericht noch einmal alles haarklein besprochen; danach folgt das Urteil – und dann kommen die Jahre im Strafvollzug. Aber Wakker verschwendet keinen weiteren Gedanken auf diese Abfolge, denn er wird der Gerechtigkeit ein Schnippchen schlagen.

»Wo haben Sie die Tasche mit dem Geld gelassen?« fragt Hauptmann Tacke.

Diese Frage hat Wacker längst erwartet, aber er weiß noch keine plausible Antwort darauf. Der Fall war nicht vorgesehen und nicht in Erwägung gezogen worden, also schweigt er erst einmal. Die Kriminalisten bleiben davon unbeeindruckt, verkünden aber, daß man nun den Tathergang rekonstruieren werde.

Der Heizer Rudi Wacker fügt sich mit stoischem Gleichmut in das Unvermeidliche; er begleitet die Offiziere in Zivil ins Heizhaus, wo alles seinen Anfang genommen hat. Das Messer, mit dem er das Schlauchstück abgeschnitten hatte, wird als Beweisstück eingezogen. Wacker glaubt, daß man am liebsten die Asche aus der Feuerung in Tüten gefüllt hätte, weil er die Handschuhe und die Pudelmütze mit den Augenlöchern darin verbrannt hat.

»Wir vollziehen gemeinsam jeden Schritt nach und jede Bewegung, die Sie gemacht haben!« befiehlt der Hauptmann.

Wacker geht zwischen Oberleutnant Hübner und Leutnant Kressin, er nickt stumm und vermeidet es, zu den Bürofenstern hinaufzublicken, er weiß, daß ihn von dorther empörte und verabscheuende Blicke verfolgen. Wacker atmet auf, als sie durch den Seiteneingang den Direktionsbau betreten.

Der Leutnant stoppt die jeweils benötigte Zeit und notiert sie für ein Diagramm. Das Gebäude sei leer gewesen, sagt Wacker, bis auf das Klappern einer Schreibmaschine; er verschweigt, daß es ihn so sehr erschreckt hatte, daß er nahe daran gewesen war, unverrichteterdinge umzukehren.

Vor der Kasse verharrt Wacker und schildert, wie er mit dem Postsack unterm Arm, in dem sich die Tatwaffe und die Mütze befanden, die Tür öffnete.

»Wo waren die Handschuhe?« fragt Hübner.

»Die hatte ich an«, antwortet Wacker.

»Wieso besaßen Sie den Kassenschlüssel?« will Tacke wissen.

Wacker kann nicht verraten, daß Hoppe den besorgt hatte, als er eine Schicht für den Pförtner eingesprungen war; er sagt, daß die Pförtnerloge einmal unbesetzt und der Zweitschlüsselkasten offen gewesen sei. Die Kriminalisten quittieren es kopfschüttelnd. Wakker schildert, wie er sich maskierte und auf die Kassiererin lauerte.

»Was haben Sie dabei gedacht?« fragt Hauptmann Tacke.

Wacker starrt ihn verständnislos an und zuckt die Schultern.

»Mann, Wacker, Sie sind doch kein Roboter! Sie müssen sich doch ein paar Gedanken gemacht haben?« ergänzt Oberleutnant Hübner. »Dachten Sie: Am besten brate ich der Pirschke so kräftig eins über den Schädel, daß sie den Löffel abgibt. Tote schreien nicht um Hilfe!«

Der Heizer starrt Hübner fassungslos an und schluckt, stammelt endlich: »Nei ... Nein! Natürlich nicht! Niemals! Ich hatte nur

Angst. Sie darf nicht schreien, dachte ich, denn gegenüber klapperte eine Schreibmaschine.«

Es erweist sich als zeitraubend, den Überfall nachzustellen, wobei Leutnant Kressin die Rolle der Kassiererin übernimmt. Die Frage, wann und wie Sigrid Pirschke die Narbe auf Wackers Hand zu erkennen vermochte, bleibt unbeantwortet, denn Wackers Version wird nicht akzeptiert, daß sie zu Boden sank und erst danach das Bewußtsein verlor.

Wacker demonstriert, wie er die Geldtasche in den Postsack verstaut, die Kasse verläßt und die Tür von außen verschließt.

»Sie haben die Rosen vergessen!« erinnert Hübner.

»Die Rosen? Ja, richtig, die waren auf den Boden gefallen.«

»Sie haben dann die aus zwei Kopfwunden blutende Kassiererin hilflos zurückgelassen«, stellt Tacke sachlich fest. »Sie haben sogar die Tür zugesperrt, was dann dazu führte, daß der Verletzten erst nach beträchtlicher Zeit Hilfe gewährt werden konnte.«

»Ich – ich mußte doch weg«, stammelt Wacker weinerlich.

»Also weiter! Was taten Sie nun?«

Wacker läuft zur Treppe A, doch statt zum Boden hinauf, eilt er, von den Kriminalisten begleitet, in den Keller hinunter. Aber die Tür zum Kellereingang ist zugesperrt. Wacker ist verblüfft, damit hat er nicht gerechnet. Ihm bleibt nur übrig, zu behaupten, daß die Tür vor nunmehr drei Stunden offen gewesen war.

»Wo haben Sie die beiden Kassenschlüssel gelassen?« fragt Leutnant Kressin.

»In den Sack getan«, antwortet Wacker wahrheitsgemäß.

»Denke daran«, raunt Tacke Hübner zu, »festzustellen, wer die Tür inzwischen verschlossen hat.«

Es tritt eine Verzögerung ein, bis Kressin mit seinem »Universal« die Tür geöffnet hat, danach folgt man Wacker in den Kellergang, der sich schlauchartig vor ihnen auftut. Die Wände sind weiß getüncht, und in regelmäßigen Abständen brennen gitterge-

schützte elektrische Lampen. Der Gang entspricht der Länge des Gebäudes, und zu beiden Seiten gehen Türen aus Stahlblech ab. Sie sind verschlossen und führen in Lagerräume.

»In welchem Raum haben Sie das Geld versteckt?« fragt Tacke.

»Hier doch nicht!« antwortet Wacker resigniert.

»Mann, was soll der Unfug?« fragt Hübner, der nicht Tackes Geduld besitzt. »Sie sind doch hier herunter, um das Geld zu verstekken!«

»Ich – ich wollte nicht gesehen werden«, stammelt Wacker.

»Das glauben wir Ihnen aufs Wort!« antwortet Hübner.

»Vom Keller aus sind es bloß zwanzig Meter bis zur Heizung«, sagt Wacker.

»Versuchen Sie gar nicht erst, uns irrezuführen«, erklärt Tacke. »Wir durchsuchen jeden Raum, jedes Mauseloch, verlassen Sie sich darauf, bis wir die Tasche finden!«

»Los, 'raus mit der Sprache! Wo sind die Moneten?«

Hübner beantwortet Tackes mißbilligendes Kopfschütteln mit einem Grienen. Er ist zuversichtlich, daß es sich nur noch um Minuten handeln kann, bis sie dem Täter die Beute abgejagt haben.

»Hier doch nicht!« wiederholt Wacker stereotyp und läuft zielstrebig den Gang entlang. Oberleutnant Hübner läßt keinen Blick von ihm und ist überzeugt, daß eine Geste oder eine winzige Regung in Wackers Gesicht verraten könnte, wenn er an seinem Versteck vorübergeht.

Fast am Ende des Ganges, dort, wo die Treppe B herabführt, steht an der Wand ein Schrankungetüm, anscheinend hier abgestellt, weil es durch keine der Türen hindurchpaßte. Am Schrank angelangt, beschleunigt Wacker seine Schritte und gewinnt das Freie.

Der Heizer hat nicht übertrieben, von hier bis zur überdachten Kohlenhalde sind es keine zwanzig Meter, und der Weg ist von den Büros her nicht einzusehen. An diesem Ort lagern Dutzende Ton-

nen Rohbraunkohle und Halbsteine, eine Brikettart, die in großen Feuerungsanlagen verheizt wird.

Wacker führt die Kriminalisten in eine Ecke. Dort befindet sich ein Blechspind, in dem Schaufeln und Forken verwahrt werden, daneben stehen zwei luftbereifte Karren. Der Spind wirkt deplaziert und gehörte wohl einmal in einen Garderobenraum; statt eines Vorhängeschlosses sichert ein Holzpflock den Überwurf.

»Hier drin!« sagt Wacker, den Blick zu Boden gerichtet.

»Wenn das stimmt, fress' ich einen Besen!« flüstert Hübner und öffnet die Spindtür. Außer dem Handwerkszeug enthält der schmale Schrank nichts; keine Spur von einem Postsack mit einer Geldtasche darin.

»Fehlanzeige!« erklärt Hübner lakonisch. »Sie haben gar nicht hingesehen. Sie wußten ja, daß da kein Geld ist.«

Wacker starrt stumm auf den Boden.

»Wie erklären Sie, daß die Tasche nicht hier drin ist?« fragt Tacke, und Hübner bewundert wieder einmal seine Geduld.

»Ich habe sie hier reingetan! Bestimmt! Dann ist sie eben geklaut worden«, behauptet Wacker.

»Ich glaube, ich weiß, wo sie ist«, murmelt Hübner vor sich hin.

Der Heizer wird der Funkwagenbesatzung übergeben, er erhält die Gelegenheit zu duschen und die Kleidung zu wechseln, als sei es ein normaler Feierabend. Danach wird er aber in die Dienststelle gebracht. Tacke äußert die Vermutung, daß es eine lange Vernehmung werden wird.

»Oder auch nicht!« widerspricht Hübner und läuft zurück in den Kellergang; Tacke und Kressin folgen ihm skeptisch. »Hier, vor dem Schrank«, erklärt Hübner, »hat Wacker plötzlich einen Zahn zugelegt, will sagen, seine Schritte beschleunigt, als käme er nicht schnell genug daran vorbei.«

Der Oberleutnant öffnet nacheinander die drei Schranktüren, doch bis auf ein Bündel alter Zeitungen herrscht gähnende Leere.

»Fehlanzeige!« stellt diesmal Tacke fest. »Du solltest dein Gesicht im Spiegel betrachten!« spöttelt er und klopft tröstend Hübners Schulter.

Der knallt die Türen zu und wiederholt eigensinnig seine Behauptung, daß Wacker so reagiert habe, daß kein anderer Schluß möglich gewesen sei, als die Geldtasche darin zu vermuten.

In der Dienststelle dauert Wackers Vernehmung, einschließlich der gesetzlich vorgeschriebenen Pausen, bis in die Abendstunden. Zur selben Zeit durchsucht eine Einsatzgruppe vergeblich sämtliche Kellerräume.

Wacker hält stur an seiner Behauptung fest, den Postsack mit der Geldtasche in den Garderobenspind getan zu haben.

Um zweiundzwanzig Uhr beendet Hauptmann Tacke die Vernehmung mit den Worten: »Wir glauben Ihnen kein Wort, Wacker, was die verschwundene Geldtasche betrifft. Die haben Sie woanders deponiert. Sie haben darauf spekuliert, das Geld aus dem Betrieb schmuggeln zu können, sobald Gras über die Sache gewachsen ist. Nun sind Sie aber der Tat überführt. Bleibt das Geld verschwunden, wirkt es sich für Sie empfindlich auf das Straßmaß aus. Ist Ihnen das klar?«

Der Heizer preßt die Lippen aufeinander, senkt den Kopf und schweigt.

»Glauben Sie denn ernsthaft«, fährt Tacke fort, »nach acht, neun oder zehn Jahren das Versteck unversehrt vorzufinden? So naiv können Sie doch nicht sein. Oder decken Sie einen Mittäter, und der kümmert sich um das Geld?«

Wackers Gesicht bleibt ausdruckslos, selbst der Satz, den Oberleutnant Hübner anfügt, entlockt ihm keine Regung: »Angenommen, der Betreffende rettet die Kohle. Mann, Wacker, glauben Sie, daß der nach zehn Jahren noch eine müde Mark davon besitzt?«

In der Bezirksdirektion der Volkspolizei geht Wackers Vernehmung zu Ende. In der Zeit sitzt Hans Geppert, der Werkdirektor des »VEB Verpama«, noch an seinem Schreibtisch über ein Konzept gebeugt. Der heutige Vorfall hat seinen Terminplan durcheinandergebracht. Es hilft nichts, für die morgige Vertrauensleutevollversammlung muß das Referat stehen.

Es klopft an die Tür. Ohne Gepperts Aufforderung abzuwarten, tritt Werner Hoppe mit einem Tablett herein und stellt es auf den Besuchertisch.

»Du hast doch Kohldampf, Hans«, sagt Hoppe. »Ich habe in der Küche 'n paar Schnitten und 'n Kännchen Kaffee gezaubert.«

»Prima, Werner! Komm, setz dich mit 'ran.«

Hoppe ziert sich nicht. Auf den vielen Autoreisen sind sie sich kameradschaftlich nähergekommen. Nur in Anwesenheit dritter übt Hoppe Zurückhaltung, und Geppert weiß es zu schätzen.

»Du brauchst nicht zu warten«, sagt er, »eine gute Stunde geht noch drauf.«

Beide lassen sich den Imbiß schmecken, und Hoppe winkt ab. »Meine dicke Mammi vermißt mich nicht«, sagt er. »Ich lass' dich doch nicht zu Fuß gehen.« Wegen eines Augenleidens besitzt Geppert keinen Führerschein.

»Was sagst du zu Wacker? Hättest du ihm das zugetraut?« fragt Geppert.

»Nie im Leben! Mich hatte die Kripo auch in der Mangel.«

»Nimm's nicht krumm. Die haben es nicht leicht. Ob Wacker wenigstens sagt, wo er das Geld versteckt hat?« Geppert erwartet keine Antwort und fährt fort: »Vertrittst du den Heizer? Morgen liegt keine Fahrt an. Ich veranlasse, daß du bald abgelöst wirst.«

»Geht klar, Hans! Ich sehe gleich mal nach der Glut, damit ich morgens nicht anblasen muß.«

»Mach das mal«, sagt Geppert.

Hoppe räumt das Geschirr zusammen und trägt es hinaus. Das Werkgelände liegt verlassen da. Die Spätschicht hatte um zweiundzwanzig Uhr Feierabend. In den Hallen brennt nur die Nachtbeleuchtung. Hoppe blickt zum Werkeingang, dort strahlen die Lampen heller als sonst.

Werner Hoppe zögert einige Sekunden, dann handelt er entschlossen und geht die B-Treppe in den Keller hinab.

Obwohl er Schuhe mit Kreppsohlen trägt, läuft Hoppe auf den Zehenspitzen, er schaltet auch die Beleuchtung nicht ein, sondern benutzt eine Taschenlampe. Der runde Lichtfleck hüpft im Rhythmus seiner Schritte vor ihm her. Vor dem Schrank bleibt er stehen und lauscht. Es ist beklemmend still. Hoppe mustert das Möbelmonstrum und hat plötzlich Bedenken, ob er es zu bewegen vermag.

Er packt den Schrank, doch der bewegt sich nicht, sosehr er auch seine Kräfte anstrengt. Das ehemals repräsentative Möbel steht wie angemauert.

Nur keine Panik. Hoppe überlegt; so vergeudet er unnötig seine Kraft, er braucht einen Hebel. Er läuft ins Heizhaus hinüber, dort verwahrt Wacker eine Brechstange. Es bleibt ihm nicht mehr viel Zeit, dann ist Geppert zur Heimfahrt gerüstet.

Es dröhnt im Kellergang, Hoppe bricht mehr aus Furcht als von der Anstrengung der Schweiß aus, aber nun bewegt sich der Schrank zentimeterweise von der Wand fort. Hoppe öffnet die in Hüfthöhe befindliche Klappe des Aktenaufzuges und zerrt den verschmutzten Postsack heraus. Obwohl die Zeit drängt, wuchtet er das Möbelstück wieder zurück an die Wand. Hoppe ergreift den Sack und hastet hinaus auf den Hof.

Draußen rührt sich nichts. Es herrscht eine finstere Neumondnacht. Nur der Abglanz der Werktorbeleuchtung spiegelt sich auf dem weißen Lack des Wolgas. Es kostet ihn Überwindung, dann rafft Hoppe sich auf, huscht über den Hof hinweg und in die Hei-

zung. Er reißt die Feuerungsklappe auf, steht von roter Glut übergossen da und wirft den Sack mit der Tasche hinein.

Nach wenigen Stunden Schlaf ist Hoppe wieder auf den Beinen, wenn es sein muß, kommt er mit knapper Nachtruhe aus. Er fährt Geppert zum Betrieb und meint unterwegs, man müsse sich um Kollegin Pirschke kümmern. Geppert ist froh, daß Hoppe anbietet, sie im Krankenhaus zu besuchen.

Der Cheffahrer versorgt zunächst die Heizung, er zieht die Asche und wirft zwei Karren Briketts auf. Dann duscht er und rasiert sich. Und die Betriebsgewerkschaftsleitung spendiert einen Präsentkorb. Die Kantine hält so etwas für Krankenbesuche bereit; gegen neun Uhr stoppt der Wolga vorm Krankenhaus.

An diesem Freitag ist keine Besuchszeit, aber Hoppe verschafft sich Einlaß; mit seinem sicheren Auftreten überzeugt er den Pförtner, daß er die Genehmigung des Chefarztes besitzt.

Die Morgenvisite ist gerade vorbei. Der Stationsarzt und sein kometenhaftes Gefolge weißkitteliger Assistenzärzte und Schwestern verläßt die Abteilung. Die Patientin Pirschke fände er nun im Tagesraum, erfährt Hoppe von einer Schwester.

Sigrid Pirschke sitzt mit einem unförmigen Kopfverband in einem Korbstuhl. Sie sieht den Fischen im Aquarium zu. Hoppe tritt ein und schließt die Tür. Das Geräusch läßt Sigrid herumfahren. Sie springt auf und starrt ihn an, wie er da mit dem Präsentkorb neben der Tür steht. Er tritt zu ihr, stellt den Korb ab und umarmt sie. Ihr Kuß schmeckt nach Medizin, findet er; Hoppe mag Krankenhausatmosphäre nicht.

Sie fragt, ob er allein gekommen sei.

»Natürlich. Hast du eine Delegation erwartet?« scherzt er. Dabei ist ihm gar nicht danach zumute. »Wie geht es dir?«

»So lala«, antwortet sie und fährt böse fort: »Das war gemein, mich hinterlistig niederzuschlagen! Das war nicht ausgemacht!«

»Natürlich nicht«, bestätigt er. »Denkst du, ich wußte es? Wakker ist verrückt, sich so was auszudenken! Aber er ahnt ja nicht, daß du ...«

»Sei still!« zischt sie und blickt sich ängstlich um. »Den Kopf hat man mir halb kahlgeschoren«, jammert sie und verrät damit, daß dies ihr eigentlicher Kummer ist.

Hoppe setzt sich, starrt auf seine Schuhspitzen und erwägt, die schlimme Nachricht zurückzuhalten. Damit gewänne er aber nichts, überlegt er, jeder weitere Tag würde ihre Enttäuschung vergrößern, wenn sie dann vom Verlust des Geldes erfuhr.

»Sag mal, ist was schiefgelaufen?« fragt sie besorgt. »Du bist so – so bedrückt?«

Es hilft ja nichts, ich bringe es ihr schonend bei, beschließt Hoppe. »Was glaubst du, wie die Kripo mich in die Mangel genommen hat. Ich dachte schon, sie wissen alles. Das mit den Rosen war nicht gut. Sie haben gefragt, wo wir sie gekauft haben. Was blieb mir übrig, als zu sagen, daß ich sie aus meinem Garten geholt habe?«

»Na und? Was dann?« Sigrid Pirschke hängt begierig an seinen Lippen.

»Der Oberleutnant ist mit mir zum Garten gefahren. Stell dir vor, er hat die Schnittstellen am Rosenstrauch gezählt! Ihm fiel auf, daß sie nicht frisch sind, als wüßte er, daß ich sie schon frühmorgens geschnitten hatte. Das war aber ein kleiner Fisch gegen das, was dann passierte!« Hoppe tupft mit einem Taschentuch seine Stirn ab.

Die Pirschke fährt mit der Zunge über ihre trockenen Lippen. »Um Himmels willen, spann mich nicht auf die Folter!«

Auf dem Korridor wird der luftbereifte Wagen mit dem zweiten Frühstück vorbeigefahren; Hoppe und die Frau beachten es nicht. Das blasse Gesicht unter dem Verband wirkt klein und bekümmert.

»Der Oberleutnant wußte, daß mir der rote Moskwitsch gehört«, sagt Hoppe, verschweigt aber, daß er selbst es ihm auf Befragen mitgeteilt hatte. »Und dann mußte ich die Kofferraumklappe aufmachen.«

»Und er hat das Geld beschlagnahmt?« Das klingt höhnisch, sie starrt Hoppe mißtrauisch an.

»Nein, hat er nicht, ging gar nicht! Es war keine Tasche mehr drin!«

Was er sagt, klingt ungeheuerlich, erklärt Sigrid aber, daß er nicht festgenommen wurde. Es verschlägt ihr den Atem. Allmählich erst erfaßt sie die katastrophale Bedeutung seiner lapidaren Mitteilung: Alles war umsonst! Die ausgestandenen Ängste! Der brutale Schlag! Das vergossene Blut! Die für lange Zeit verschandelte Frisur!

Sie sieht Hoppes Blick besorgt auf sich gerichtet und zieht daraus einen falschen Schluß. Er sieht mich so an, denkt sie, weil er nicht weiß, ob ich ihm glaube! Jawohl, er lügt! Er will mich ebenso reinlegen, wie wir es mit Wacker getan haben.

Auf ihren Ausbruch ist er nicht vorbereitet. Sie springt auf und reißt ihn vom Stuhl hoch; so viel Kraft hat er nicht in ihr vermutet.

»Du Lump! Du Schuft! Du Betrüger!« kreischt sie. Die Tür des Tagesraumes ist zwar geschlossen, aber sie keift so laut, daß die ganze Station zusammenlaufen wird. »Das machst du nicht mit mir! Mit mir nicht! Eher bring' ich dich um!« Ihre Fingernägel fahren ihm wie Krallen ins Gesicht. Er brüllt auf vor Schmerz und Schreck; wütend ohrfeigt er sie. Da läßt sie von ihm ab und fällt auf den Korbstuhl zurück.

Hoppe betastet seinen Kopf, spürt es feucht und sieht das Blut an seinen Fingern.

Sigrid Pirschke schlägt die Hände vors Gesicht und wimmert. Das dürfe doch nicht wahr sein. Das ganze Geld ist einfach fort. Auf Nimmerwiedersehen. Die ganzen einhundertvierzehntausend

Mark. Der Verband färbt sich rot, eine der beiden Platzwunden ist wieder offen. Sie sieht die Schrammen auf seiner linken Wange, und die ernüchtern sie. Sigrid schlingt die Arme um seinen Nakken, birgt den Kopf an seiner Brust und schluchzt; er redet beruhigend auf sie ein.

»Noch ist nicht alles verloren«, flüstert er. »Wir dürfen nur nicht durchdrehen.«

Sie hebt das tränenüberströmte Gesicht, nun glimmt darin ein Hoffnungsschimmer. »Wie – wie meinst du das? Wie du blutest! Das wollte ich nicht! Verzeih mir! Ich – ich...« Sie bricht ab.

Hoppe erinnert an das Motorrad, das neben seinem Moskwitsch aufgebockt stand. Der Fahrer könnte den Tausch der Geldtaschen beobachtet und richtige Schlüsse gezogen haben. Die verdammte Klappe war nicht verriegelt! Er kriegt es 'raus, verspricht Hoppe, welcher der drei Motorradbesitzer in der Kolonie das Geld geklaut hat. Der muß dann teilen.

Die Schwester kommt und fragt, ob hier geschrien wurde. Beide verneinen es. Für die Kratzwunden in seinem Gesicht liefert Hoppe eine nichtssagende Erklärung. Die Schwester versorgt sie mit einem Pflaster.

Der Rentner Paul Zarge erwacht am Freitag erst spät und nur, weil Bolle seine Füße leckt. Zarges Schädel brummt, er gähnt und findet endlich aus dem Bett.

»Bei einem Kater jießt man morjens dieselbe Sorte uff die Lampe, mit der man abends uffjehört hat. Wußtest du det, Bolle?«

Der Stummelschwanz wackelt, Bolle wartet und will »Gassi gehen«.

Zarge holt die Flasche Klaren aus dem Vertiko, die er gestern erst angefangen hat, sie ist fast leer. Das Quantum reicht sonst eine Woche und länger. Er gießt einen Doppelstöckigen ein und kippt ihn 'runter, danach noch einen. Die innere Wärme verbreitet

sich wohlig vom Magen her durch den Körper. Und der Alkohol verkleinert das Problem, das ihn viel Schlaf gekostet hat: Wie hält er es mit dem Geld?

Während er sich einer flüchtigen Morgentoilette unterzieht, ordnet er seine Gedanken. Er ist Atheist und hat seinen Kinderglauben an den gütigen alten Mann im Himmel, der, über den Wolken thronend, die Geschicke jedes einzelnen der vier Milliarden Menschen lenkt, frühzeitig abgelegt. Zarge meint aber, es gäbe vielleicht ein »Es«, das in die menschlichen Erdenwege eingreift, jedenfalls in Sonderfällen.

Paul Zarge kommt mit seinen Überlegungen nicht zu Ende, denn Bolle kläfft jetzt wütend. Es scheint dringend, er rast vor seinem Herrchen die Treppe hinab. Sonst läuft Zarge nie in die Richtung zur Kolonie »Eintracht«, der Weg ist zu staubig, aber heute tut er es. Dort steht noch immer der rote Moskwitsch.

Aus der Kolonie kommt eine alte Frau, in der Hand einen Spankorb voll Salat und Kohlrabi. Zarge zeigt auf den PKW und äußert die Vermutung, daß der wohl kaputt sei, solange wie er schon dort steht?

»Ach wo«, sagt die Frau, »das ist dem Hoppe seiner. Der fährt das Auto von einem Direktor, der braucht seins gar nicht.«

»Hoppe?« wiederholt Zarge, als grübele er dem Namen nach.

»Parzelle neunzehn«, sagt die Alte, »der mit der dicken Frau.«

Paul Zarge wartet, bis sie fort ist, läuft dann den Hauptweg hinunter. In allen Gärten stehen Lauben aus Fertigteilen, auf Nummer neunzehn eine windschiefe Bude mit schwarzer Teerpappe benagelt. Diesen Garten sieht er von seinem Balkon aus nicht, aber der dicken Frau mit den zwei Töchtern ist er schon begegnet.

Wieder zu Hause, genießt Zarge auf dem Balkon die Vormittagssonne. Der Gedanke, jederzeit eine neue Flasche kaufen zu können, verführt ihn, ans Vertiko zu gehen und den Rest in der Flasche zu kippen.

In seiner Einstellung zu dem Geld unterm Bett ändert sich etwas, seit er weiß, daß der Dieb Hoppe heißt und mit der dicken Frau verheiratet ist. Hoppe ist nicht nur mit der Frau geschlagen, das Schicksal züchtigt ihn auch für den Diebstahl. Und er, Paul Zarge, ist dazu ausersehen, strafende Gerechtigkeit zu sein.

Für Gerechtigkeit besitzt er schon immer einen ausgeprägten Sinn. Gerecht findet er das nicht, wie Hoppe mitgespielt wird; ganz leer sollte der wirklich nicht ausgehen. Zarge erhebt sich seufzend aus dem knarrenden Korbstuhl und geht in die Stube. Er zerrt die Tasche unter dem Bett hervor, leert sie auf dem Tisch aus und stapelt die Geldbündel. Zwei zu je fünftausend Mark in Hundertmarkscheinen und zwei zu je fünftausend Mark in Fünfzigmarkscheinen legt er beiseite. Zwanzigtausend Mark sind genug für Hoppe, findet er. Dann fällt ihm ein, daß eine Frau dabei war, nicht die dicke, sondern eine zierliche, schlanke.

Zwanzigtausend Mark von einhundertvierzehn, da bleiben noch vierundneunzig Riesen. Die verstaut Zarge wieder in der Tasche. Zehntausend für Hoppe, zehntausend für die Frau, überlegt der Alte. Ob Hoppe reell mit ihr teilt? Bestimmt gibt er ihr nur fünftausend. Das ist ungerecht, wenn er das Dreifache für sich behält. Zarge nimmt ein Päckchen Hundertmarkscheine fort.

»Was meinste, Bolle, ob wir 'n Zettel reinlegen? Fünf Riesen für die Frau. Ob er sich daran hält? Soll ick dir mal was sagen? Der hustet ihr was! Der behält alles! Kannste glauben! Wo der doch mit's janze Moos jerechnet hat. Der sagt ihr, daß die Moneten futsch sind. Der kann ihr doch nich klarmachen, daß der Zaster ihm durch 'n Briefschlitz jeschoben worden is. Das globt ihm die Schlanke nie. Also muß er den Zaster alleene behalten. Aber nicht fuffzehn Riesen, Bolle. Zehne sind jenuch. Oder wat meinste?«

Von seinem Hund bekommt Zarge keine Antwort, er schiebt aber das zweite Banknotenbündel mit Hundertern in die Geldtasche zurück und versteckt sie wieder unterm Bett. Danach legt er

sich aufs Sofa und nickt ein. Er träumt verworren und verschläft die Ankunft des Liebespaares. Als er das Fernglas auf die Gartenschaukel richtet, ist diese längst wieder verlassen. Vor dem Eingang der Kolonie steht auch kein Motorrad – und sogar der rote Moskwitsch ist fort.

Paul Zarge richtet ein Festtagsessen an: Wildschweinkeule mit Sahnesoße steht auf der Büchse, die er gestern aus der Kaufhalle mitgebracht hat.

Nach dem Essen besorgt er den Abwasch und erklärt dabei Bolle seinen Entschluß: »Wer A sagt muß och B sagen! Nachdem ick nu jewillt bin, det Schicksal zu überlisten und das Jeld nich stante pede zu ›VEB Verpama‹ zu bringen, wie's der olle ehrliche Zarge jetan hätte, heißt det nu, überlecht zu handeln.«

Er verkündet dem Hund, daß er auf Ordnung halten wolle. Gleich nach dem Abwasch legt er ein Heft an, in dem er den vollen Betrag unter »Einnahme« verbucht. Als »Ausgabe für H.« bucht er die Zehntausend ab und als »Privatentnahme« weitere tausend Mark.

Was nützt aber der plötzliche Wohlstand, wenn er ihn ängstlich verbergen muß? Zarge erläutert Bolle, wie er einen Teil des »weggefundenen« Geldes legalisieren wird:

In einer entlegenen Annahmestelle wird er »Sechs aus neunundvierzig« spielen. Sind die Gewinnzahlen angesagt, dann kreuzt er fünf davon auf einem Tipschein an und klebt die Banderole von einer Niete drauf. Danach geht er in seine Kneipe und fragt, ob die Zahlen schon durchgegeben sind. Da er seine Brille vergessen hat, sieht Gustav, der Wirt vom »Goldbroiler«, auf seinem banderolebeklebten Schein nach.

Natürlich ist für seinen Gewinn eine Lage fällig. Dann hat er es aber so eingerichtet, daß kein Schatten eines Verdachtes auf ihn fällt.

»Die Buchführung muß stimmen, Bolle! Und dann überlassen

wir's dem Schicksal, wann es mir uff die Finger kloppt und sacht: Paule, nu is jenuch! Zähle zusammen, wat von dem Kies noch da is!«

Hübner ist um neun Uhr morgens zur Routineuntersuchung in die Poliklinik bestellt. Die Frühbesprechung findet ohne ihn statt, obwohl der wichtigste Punkt auf der Tagesordnung der Lohnraub sein wird. Der Täter ist ermittelt, aber noch fehlt die Beute.

Nun wartet Hübner, daß sein Name über den Lautsprecher aufgerufen wird, und denkt dabei an seinen gestrigen Fehlschlag. Horst Tacke zieht ihn öfters damit auf, daß er widerlegte Hypothesen nur schwer verkraftet. Daß er am Vortag aus Wackers Verhalten eine falsche Schlußfolgerung gezogen hatte, ärgert ihn maßlos. Die Szene ist ihm wieder gegenwärtig: Der Heizer geht im Kellergang neben ihm und blickt verstohlen auf den Schrank, sein Schritt stockt – und dann läuft er eine Spur zu hastig vorbei.

Oberleutnant Hübner empfand es als Alarmsignal, und nach wie vor versteht er nicht, daß seine Intuition ihn im Stich ließ. Von der Ärztin erfährt er, daß seine Blutdruckwerte höher liegen als sonst. Kein Wunder, denkt er, wenn man statt zu schlafen grübelt.

In der Dienststelle blickt Tacke vorwurfsvoll auf seine Armbanduhr. Hübner entschuldigt sich, diesmal sei das Wartezimmer sehr voll gewesen. Es entgeht ihm nicht, daß der Hauptmann und Leutnant Kressin einen bedeutsamen Blick tauschen. »Was ist? Was macht ihr für Gesichter?« fragt Hübner.

»Wacker liegt im Krankenhaus«, sagt Tacke.

»Intensivstation!« ergänzt Kressin.

»Nein! Wieso?« Hübner setzt sich perplex in die Besucherecke.

Wacker verdanke es dem Mißtrauen des Wachthabenden in der Untersuchungshaftanstalt, berichtet Tacke, daß er jetzt nicht im Leichenkeller der Gerichtsmedizin liegt. Der Diensthabende

schätzte den neuen Häftling als Typ ein, der zu Kurzschlußhandlungen neigt, und beobachtete ihn in geringen Abständen. Die Schnürsenkel und Hosenträger waren ihm zwar abgenommen worden, es kam aber vor, daß Decken zerrissen und zum Strick gedreht wurden. Der Heizer dagegen zerschlug das Fenster seiner Zelle und öffnete sich mit einer Glasscherbe die Pulsadern. In letzter Minute wurde er vor dem Verbluten bewahrt.

Dieses Vorkommnis läßt Hübner seine eigene Überlegung zweitrangig erscheinen.

»Wir stellten gerade eine neue Version auf«, erläutert Kressin, »da kam der Anruf wegen Wacker.«

»Jürgen war nämlich heute morgen in dem Haus, in dem die Pirschke wohnt«, erklärt Tacke. »Der Hausobmann erkannte in Hoppes Foto den Mann, der seit etwa einem Jahr Frau Pirschke besucht und häufig auch nachts bleibt.«

Kressin hat die Übernachtungsdaten notiert, doch vermutet der Hausobmann, daß die Pirschke nicht alle angegeben hat.

»Der Hinweis des technischen Zeichners Bergmann ist demnach belegt«, stellt Hübner fest. »Frau Pirschke und Hoppe haben tatsächlich ein Verhältnis. Daß sie es im Betrieb verheimlichen, ist verständlich, denn Hoppe ist verheiratet. Daß beide mit Wacker unter einer Decke stecken, ist dagegen absurd, schließlich haben wir nur durch die Kassiererin den Täter so rasch gefaßt.«

Tacke und Kressin teilen die Meinung.

»Ich ahne übrigens, wo das Geld versteckt ist!«

Hauptmann Tacke und Leutnant Kressin sehen Hübner ungläubig an. Der wiederholt seine Wahrnehmung vom Vortag, der zufolge er die Geldtasche im Schrank vermutet hatte. Dabei sei lediglich seine Annahme falsch gewesen, daß der Postsack mitsamt Geldtasche sozusagen wie auf dem Präsentierteller im Schrank liegen müsse.

»Vielleicht hat Wacker die Moneten rausgenommen und ir-

gendwo geschickt in diesem Möbelungetüm verstaut!« äußert Hübner salopp und fährt fort: »Vielleicht gibt es einen doppelten Boden? Daraufhin haben wir uns die Kiste gar nicht angesehen! Den Postsack und die Tasche hat Wacker dann durch den Schornstein der Heizung gejagt!«

»Wenn es so wäre«, erwägt Tacke, »müßte in der Asche das Taschenschloß zu finden sein.«

»Und beide Kassenschlüssel«, ergänzt Kressin. »Die will Wacker doch in den Sack getan haben.«

Eine Stunde später sind Hübner und Kressin im »VEB Verpama«. Im Beisein des Sicherheitsbeauftragten Kruse untersuchen sie den Schrank im Kellergang. Der ist so leer wie am Tag zuvor und alles Abklopfen fördert kein Geheimfach zutage. Hübner verbirgt seine Enttäuschung nicht; mit der Handlampe untersucht er jede Fuge und Ritze – und stutzt.

»Moment mal! Der Schrank steht anders als gestern! Der ist gerückt worden!«

Der Betonfußboden markiert die Stelle, wo das Möbel jahrelang stand, man sieht, daß es etliche Zentimeter weggeschoben worden ist; ebenso deutlich sind die Schrammen von einer Brechstange zu erkennen. Hübner und Kressin packen an und rücken mit Kruses Hilfe den Schrank von der Wand ab. Die Klappe des Aktenaufzugs entlockt Hübner einen Pfiff. Die schmutzigen Spuren verraten, daß hier etwas hineingetan und wieder herausgenommen wurde. Der Oberleutnant leuchtet in den Schrank und entdeckt an den Wänden Schleifspuren.

»Wo gibt es noch solche Klappen?« fragt er Kruse.

»Die sind alle zugemauert«, antwortet der. »Das heißt, bis auf die im Dachgeschoß! Da müßte Wacker ja auf den Boden ...?«

»Warum nicht?« meint Hübner.

Die Klappe auf dem Dachboden zeigt, daß Wacker auf der A-Treppe nicht in den Keller, sondern auf den Boden gegangen ist;

daher wußte er nichts von der verschlossenen Kellertür. Die Schleifspuren an den Schachtwänden beweisen, daß der Postsack mit der Geldtasche hier hineingeworfen worden ist.

»Wacker hat einen Mittäter! Der Schrank ist erst gerückt worden, nachdem wir den Heizer festgenommen hatten!« stellt Hübner fest.

»Hoppe?« fragt Kressin.

»Kaum«, entgegnet Hübner, »schließlich hat er den Täter namhaft gemacht.«

Kruse berichtet, daß Hoppe gestern gegen dreiundzwanzig Uhr dreißig den Werkdirektor nach Hause gefahren habe. Geppert wird aus der Vertrauensleutevollversammlung herausgerufen und bestätigt Kruses Angaben; er fügt hinzu, daß Hoppe sich vorher um die Heizung gekümmert hatte. Inzwischen ist der Rentner Krüger damit betraut, ein ehemaliger Heizer. Hoppe bummelt Überstunden ab, denn morgen fahre man nach Rostock.

Der Aushilfsheizer findet es sonderbar, kommt dem Wunsch aber nach und schüttet den Inhalt der halbvollen Aschetonne auf dem Hof aus. Die übrigen Tonnen sind erst am Vortag geleert worden.

Kressin harkt die Asche, findet die zwei ausgeglühten Sicherheitsschlüssel und das von der Hitze deformierte Schloß der Geldtasche.

Die Beratung bei Hauptmann Tacke zieht sich bis zum Nachmittag hin. Die Fakten werden geordnet: Der Postsack mit der Geldtasche ist von Wacker in den Aufzugschacht geworfen worden. Der Heizer besaß einen Komplizen, der die Beute in Sicherheit brachte. Hoppe scheidet aus, da er den Hinweis auf Wacker geliefert hat. Demnach muß es ein anderer der eineinhalbtausend Betriebsangehörigen sein.

»Der wichtigste Fakt ist die verschwundene zweite Tasche!« be-

hauptet Hübner, sich an den Lohnraub in Erfurt erinnernd. Dort bestand der Trick darin, das Geld gar nicht erst in den Betrieb gelangen zu lassen. In Erfurt wurde der Kassierer geprellt. Der ahnte nicht, daß er mit seiner Geldtasche alte Zeitungen in der Kasse deponierte, bevor er zum Essen ging.

»Wie stellst du dir's im ›Verpama‹ vor?« fragt Tacke.

»Die Pirschke könnte mit einem Komplizen gemeinsame Sache gemacht haben. Hoppe holt aus seinem Garten die Rosen für den Geburtstag. Der Komplize der Pirschke vertauscht inzwischen die Taschen und schafft das Geld fort. Die Pirschke weiß, daß sie von Wacker überfallen wird ...«

»Aber Wacker weiß nicht, daß sie es weiß!« unterbricht Tacke. »Der große Unbekannte zieht die Fäden und praktiert mit beiden getrennt. Die Rechnung geht nicht auf, Rudolf. Die Beute ginge dann nicht in zwei, sondern in drei Teile. Wie erklärt er das seiner Komplizin?«

»Es ginge auf«, widerspricht Hübner, »wenn wir Hoppe an die Stelle des Unbekannten einsetzen! Hoppe bringt die Geldtasche in seine Gartenlaube und tarnt den Umweg mit dem Rosenstrauß. Er und die Pirschke sind liiert, und beide beschließen, Wacker aufs Kreuz zu legen, wie es unter Ganoven heißt. Die Verletzung der Pirschke wird einkalkuliert, denn der Überfall muß echt wirken.«

»Das tut er!« bestätigt Tacke, der sich zunehmend für Hübners Variante erwärmt. »Das Komplott wäre unglaublich gemein, erklärt aber, wieso die Pirschke die Narbe auf Wackers Hand ›sehen‹ konnte, obwohl der Handschuhe trug.«

»Es wäre ein hundsgemeines Reinlegen!« stellt Kressin fest. »Wacker raubt eine Geldtasche voll Altpapier und kriegt dafür ...zig Jahre Gefängnis.«

»Genau das ist die Schwachstelle«, behauptet Tacke. »Hoppe baut also darauf, daß Wacker nicht mit der Wahrheit herausrückt? Der Heizer ist kein großes Licht, aber zwei und zwei kann er zu-

sammenzählen. Allein der Gedanke, daß sein Kumpel Hoppe sich mit dem Geld einen feinen Tag macht ...«

»Ja, das stimmt«, unterbricht Hübner ihn. »Da könnte einer schwach werden. Es sei denn...« Er bricht ab.

»Ja? Es sei was?« Tacke blickt Hübner fragend an.

»Es sei denn, man rechnet mit dem, was heute nacht beinahe passiert wäre.«

»Donnerwetter!« entfährt es Kressin.

Tacke und Hübner sehen sich an; jeder liest die eigenen Gedanken vom Gesicht des anderen ab; eine Minute vergeht schweigend, dann entscheidet Tacke: »Du, Jürgen, überprüfst Wackers Biographie! Klopfe ab, was er uns als Lebenslauf aufgetischt hat; befrage die Hausbewohner, seine geschiedene Frau und den Sohn!«

»Und seine Verlobte«, ergänzt Kressin.

»Wir kümmern uns um die Geldtasche«, wendet Tacke sich an Hübner. »Es gibt ja nur noch eine.«

»Die hat es aber in sich!« betont Hübner. »Rufst du Wenzel an? Der Staatsanwalt wird nicht zögern, einen Durchsuchungsbefehl zu unterschreiben.«

»Wenzel ist heute im Bezirksgericht«, antwortet Tacke, »bei ›Gefahr im Verzug‹ geht es auch ohne. Stell dir vor, Rudolf, während wir Hypothesen basteln, bringt der Haupttäter die Beute in Sicherheit. Nicht auszudenken!«

Hoppe hält einen ausgiebigen Nachmittagsschlaf; er kann zu jeder Zeit tief und traumlos schlafen; erst als Emma ihn kräftig rüttelt, wird er munter.

»Zwei Herren von der Polizei wollen dich sprechen.«

Das Wort Polizei macht ihn hellwach. Er springt von der Couch und sieht Oberleutnant Hübner auf der Schwelle stehen. Hoppe sucht sein Erschrecken zu verbergen. Kommt die Kripo zu ihm, kann es bedeuten, daß Wacker gesungen hat!

»Sie sind verdächtig, an dem Geldraub beteiligt zu sein«, erklärt Hauptmann Tacke sachlich, als ginge es nur um eine Übertretung. Unangenehm ist Hoppe, daß die Kriminalisten darauf bestehen, bei der Wohnungsdurchsuchung einen Zeugen hinzuzuziehen. Sie erreichen zum Glück nur eine Nachbarin, die mit den anderen Hausbewohnern kaum ein Wort wechselt.

Die Durchsuchung übersteht Hoppe gelassen. Wacker hat nichts verraten und wird es auch künftig nicht tun. Emma wird froh sein, daß sie eben mit dem Hausputz fertig wurde; sie ließe sich ungern nachsagen, es sei bei ihr schmutzig gewesen.

Tacke und Hübner suchen die Geldtasche vergeblich. Ich wüßte selber gern, denkt Hoppe, wo sie geblieben ist. Doch dann verschlägt es ihm den Atem, als der Oberleutnant fragt: »War es nicht schade um die Ledertasche, die Sie gestern abend in der Heizung verbrannt haben?«

Hoppe schluckt verblüfft, beherrscht sich aber und fragt naiv, wovon er denn rede? Es beunruhigt ihn, daß die Kripo der richtigen Spur folgt.

Die Mieter des Neubaus mit dem Schmetterlingsdach besitzen keinen Bodenraum, aber einen Keller. Auch hier sieht Hoppe gelassen zu, als man vergeblich die Geldtasche sucht. Zuletzt wird der vor dem Haus parkende Moskwitsch besichtigt.

»Begleiten Sie uns zu Ihrem Garten«, fordert der Hauptmann.

»Bitte, wenn Sie darauf bestehen«, antwortet Hoppe gekränkt.

Unterwegs im Dienstlada denkt Hoppe an den Vortag; gestern ging der Oberleutnant ihm mit dutzenden Fragen über Gartenbau auf die Nerven; heute sitzt er stumm da. Hoppe glaubt Hübner anzumerken, daß der nicht damit rechnet, im Garten fündig zu werden. Der Gedanke, daß man das Geld bei ihm vermutet, ist beunruhigend genug, überlegt Hoppe. Meine Güte, wie wäre mir zumute, wenn das Lohngeld, wie es geplant war, in der Laube versteckt wäre?

Die Durchsuchung des Häuschens geschieht rasch. Der Garten bietet ebenfalls kein Versteck oder frisch gegrabene Stellen. Der unaufgeräumte Geräteschuppen mag die Kriminalisten an den Kofferraum des Moskwitsch erinnern, denkt Hoppe.

»Bin ich verhaftet?« fragt er, als sie aus der stickigen Luft ins Freie hinaustreten.

»Noch nicht«, antwortet Hübner mit undurchdringlicher Miene.

Die Antwort gefällt Hoppe nicht, sie klingt keineswegs spaßig. Er geht vor den Kriminalisten her zur Pforte. Tacke zeigt auf den Briefkasten an der Gartentür und fragt, ob Hoppe hier Post zugestellt bekäme?

»Nein, bewahre«, antwortet der, »aber der Vorstand verteilt manchmal Mitteilungen oder ähnliches. Es ist sogar etwas drin!« stellt er verwundert fest.

Der Briefkasten besitzt kein Schloß, nur einen Wirbel; Hoppe dreht ihn und öffnet die Tür. Ein dicker grauer Umschlag füllt den Kasten aus, und den Knitterfalten sieht man an, daß er gewaltsam durch den Schlitz gezwängt worden war. Der Brief besitzt keine Anschrift, wurde also nicht postalisch zugestellt.

»Nanu!« sagt Hoppe verblüfft und reißt den Umschlag auf. Er blickt hinein und traut seinen Augen nicht, sieht zwei Bündel Fünfzigmarkscheine, jedes von einer Banderole zusammengehalten. Es überrieselt Hoppe kalt und heiß, er stößt glucksende Laute aus und schüttelt fassungslos den Kopf.

Hübner nimmt den Brief mit spitzen Fingern an sich. Tacke holt aus seiner Ledertasche, die er an einem Riemen über der Schulter trägt, ein Paar Gummihandschuhe hervor, streift sie über und nimmt Hübner den Brief ab.

In Hoppes Kopf überstürzen sich die Gedanken. Das sind ein paar tausend Mark! Wer hat sie hineingesteckt? Ich Idiot, schilt er sich, weshalb war ich so neugierig? Warum habe ich nicht erst später nachgesehen? Wie konnte ich aber ahnen ...?

»Zweimal fünftausend Mark«, sagt Hauptmann Tacke. »Die Banderolen von der Staatsbank!«

»Datum von gestern«, ergänzt Hübner.

Der Motorradfahrer, durchfährt es Hoppe! Kein anderer als der hat mir das Geld zukommen lassen! Der Mistkerl behält einhundertvier Riesen und speist mich mit lumpigen zehntausend Piepen ab! Und die sind nun auch im Eimer!

Na warte, denkt Hoppe, plötzlich wieder zuversichtlich; das Geld beweist immerhin, daß einer der drei Motorradbesitzer ihn um die Beute gebracht hat.

Tacke schiebt den Umschlag in die Ledertasche. »Woher das Geld stammt, dürfte klar sein. Was sagen Sie dazu?«

Hoppe fällt es nicht schwer, ein verkniffenes Gesicht zu machen. »Derjenige, der es gestohlen hat, will den Verdacht auf mich lenken!« behauptet er düster.

»So sieht es aus«, bestätigt Hübner. »Wieso sagen Sie ›derjenige, der es gestohlen hat‹? Mann, Hoppe, es geht nicht um Diebstahl, sondern um einen brutalen Raubüberfall!«

»Ja – ja, das ist wahr«, stottert der Cheffahrer.

»Man will also, daß Sie verhaftet werden«, erwägt Tacke. »Wir reagieren in der Tat so! Sie sind verhaftet, wegen des dringenden Verdachtes, an dem Geldraub beteiligt zu sein!«

Hoppe wird leichenblaß. »Das verstehe ich nicht! Da belastet mich jemand zu Unrecht und ...«

»Wieso?« unterbricht ihn Hübner. »Es kann ja auch Ihr Anteil als Tipgeber sein?«

Die Befragung der Patientin Pirschke findet am selben Abend im Zimmer des Stationsarztes statt. Der äußert keine Bedenken oder erteilt einschränkende Auflagen. Frau Pirschke werde am nächsten Tag ohnehin entlassen.

Tacke und Hübner fragen abwechselnd, sie sind aufeinander

eingestimmt. Die Pirschke hält ihre Rolle, von nichts zu wissen, eisern durch; sie ist das bedauernswerte Opfer und begreift nicht, daß man ihre Darstellung anzweifelt.

Tacke holt aus seiner Ledertasche einen dicken grauen Brief. Der Umschlag ähnelt dem, der sich im Kriminalistischen Institut zur Reproduktion der darauf sichtbaren Fingerabdrücke befindet.

In dem schmalen Zimmer mit den weißen Büromöbeln wird es schummerig. Hübner schaltet die Lampe auf dem Schreibtisch an; Tacke wirft beide Geldscheinbündel auf den Tisch.

Die Pirschke starrt darauf und schluckt; sie zuckt die Schultern und blickt von Tacke zu Hübner und wieder auf den Hauptmann.

»Die Stempel der Staatsbank, Datum von gestern«, sagt Tacke.

»Ein Teil des Lohngeldes«, erklärt Hübner beiläufig, »anscheinend für erste Ausgaben gedacht. Das übrige ist woanders versteckt, aber das finden wir auch. Kennen Sie das Versteckt?«

»Interessiert es Sie nicht, woher die zehntausend Mark stammen? Aus dem Garten Ihres Herrn Hoppe«, erklärt Tacke.

»Nein!« flüstert Sigrid Pirschke tonlos. Sie ist totenblaß, aber ihre Augen glühen – und dann bricht es aus ihr heraus: »Der Lump! Dieser gemeine Hund! Ich habe es geahnt, ich sollte geleimt werden wie Wacker!«

Es dauert eine Stunde, dann kennen die beiden Kriminalisten Hoppes Plan, der an Infamie manch anderes in den Schatten stellt.

Auf Befragen wiederholt die Pirschke: »Jawohl, Hoppe, dieser Lump, hat gesagt, daß Wacker bestimmt über den Jordan geht! Der hängt sich auf!«

»Mal angenommen, er hätte seine Strafe verbüßt und danach seinen Anteil verlangt?« fragt Hübner.

»Dann hätte Hoppe behauptet, daß der Postsack mit der Geldtasche noch im Aufzugsschacht klemmt!« antwortet die Pirschke und lacht hysterisch; es geht in einen Weinkrampf über.

Tacke und Hübner sagen ihr nicht, daß Wacker sich die Pulsadern geöffnet hat, nun aber außer Lebensgefahr ist.

Drei Wochen sind nach dem Lohngeldraub im »VEB Verpama« vergangen. Hoppe, Sigrid Pirschke und der in eine Psychiatrie eingewiesene Wacker erwarten ihren Prozeß. Die Ermittlungen sind aber noch nicht abgeschlossen, es wird intensiv nach dem verschwundenen Geld gefahndet.

Die von Hoppe verdächtigten Motorradbesitzer in der Kolonie »Eintracht« werden überprüft und sind über jeden Verdacht erhaben. Da kommt in der vierten Woche der Bericht des für die Kolonie zuständigen Abschnittsbevollmächtigten. Leutnant Müller meldet, daß es in seinem Abschnitt zwar den Lottokönig Paul Zarge gibt, sonst aber niemanden, der durch große Geldausgaben auffällt.

Tacke und Hübner begleiten Müller zu dem einzelnstehenden Haus, an dem ein Balkon wie ein Schwalbennest pappt und von dem aus man die Gegend weit überblicken kann. Von dort oben hätte man den Tausch der beiden Taschen ohne weiteres beobachten können.

Paul Zarge ist nicht da. Der ABV läutet bei der Hausvertrauensfrau im Parterre. Frau Jakob öffnet, neben ihr kläfft ein Hund. Sie erkennt Leutnant Müller.

»Zum Zarge wollen Sie? Da kommen Sie zu spät, Paule is dot! Das is Bolle«, sie zeigt auf den Bastard, »der is dran schuld! Der war vorjestern uffn Damm jelofen, und Paule, so besoffen, wie er war, hinterher und direkt ins Auto. Die sind mit Tatütata ins Krankenhaus, aber da war er schon dot!«

Die Kriminalisten sehen sich betreten an.

»Seit Paule bei ›Sechs aus neunundvierzig‹ jewonnen hat«, sagt die Jakob, »war er jeden Tach duhn! Ick hab' schon seiner Nichte in Leipzig telegrafiert. Ville is aber nich zu erben bei Paule Zarge.«

»Sagen Sie das nicht, Frau Jakob«, widerspricht Tacke. »Wir benötigen Sie als Zeugin.«

Der Frau gehen die Augen über, als die Tasche unterm Bett hervorgeholt und auf dem Tisch entleert wird.

»Sieh mal!« Tacke reicht Hübner das »Kassenbuch«.

Als »Entnahme« sind verzeichnet: »zehntausend Mark für H.«, und unter »Privatentnahme« lesen die Kriminalisten: »eintausend Mark«.

»Es stimmt auf den Pfennig«, erklärt Hübner, nachdem sie das Geld gezählt haben.

Frau Jakob starrt fassungslos auf die Geldscheinbündel. »Paule sagte, er hätte siebentausend Mark jewonnen, aber det is ja ville mehr! Bloß – Jlück hat's ihm nich jebracht!«

»Nein, Frau Jakob, er hat es auch nicht gewonnen! Das Geld gehört dem ›VEB Verpama‹«, sagt Tacke und denkt an den Spruch vom unrechten Gut, das nicht gedeihet. Er hütet sich aber, ihn zu zitieren, da er nichts von Spruchweisheiten hält. Zudem ist gerade dieser unglaubwürdig, denn träfe er zu, gäbe es auf der Welt nur wenige Millionäre.

1. Auflage

Lizenz-Nr.: 409-160/128/85 · LSV 7004
Umschlaggestaltung: Günter Lerch
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 656 6

00045

31235